

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

<i>Ernst Beier</i> Vom „Seufzer Europas“ zum „europäischen Modellfall“	134
<i>Paul Trede</i> Wenn ein großes Ereignis uns plötzlich überrascht... ..	141
<i>Alfred Peters</i> Die Gelehrten- und Realschule im Zeitalter der nationalen Spannungen 1848—1864	152
<i>Harboe Kardel</i> Der Paragraph 5 des Prager Friedens 1866.....	166
<i>Poul Kürstein</i> Klaus Groth und Dänemark	170
<i>Klaus Groth</i> En fröhliche Tour op See	179
<i>Horst Schwarze</i> Eine Jugendakademie in Flensburg?.....	185
Umschau ab Seite 188	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert. Andere Bezieher (Nichtmitglieder) können sie für jährlich 2,— DM beim zuständigen Postamt unter der Verkehrs-Nr. V 3339 F abonnieren. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Redaktion: Ernst Beier, Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

DIE AUFGABE, DIE UNS GESTELLT IST

Die Nationen Europas wurden nicht nur geformt durch das Ringen um ihren äußeren Bestand in der Auseinandersetzung mit den anderen, von gleichem Streben der Nationwerdung beseelten Völkern und Volksgruppen, sondern genauso entscheidend für ihr endgültiges Gesicht ist die Art und Weise gewesen, wie sie die Spannungen in sich selbst bewältigt, welche sozialen Gruppen sie in sich auf genommen und wie sie es getan haben, welche sozialen Gruppen sie als zu sich gehörig betrachtet und welche sie als national unzuverlässig abgestoßen oder gar verfehmt haben, und nicht zuletzt erhalten sie auch in der Gegenwart ihr Gesicht und ihre Anziehungskraft davon, ob und wie sie dem einzelnen Menschen das Gefühl des Geborgenseins und der sozialen Sicherheit zu geben vermögen.

*

Es ist uns Deutschen nicht leicht geworden, Nation zu werden, Nation zu sein und zu bleiben. Wie viele Anläufe sind gemacht worden, gute und weniger gute, mit viel gutem Willen, mit noch mehr Enthusiasmus, mit weniger gutem Gelingen. 1813, 1848, 1870, 1918, 1933, 1949 — diese Jahreszahlen stehen für ebensoviele Versuche, halbe Erfolge, zeitweises Gelingen, schließlich Hybris mit schmähhlichem Scheitern.

*

Es gibt eine deutsche, es gibt eine dänische Nation. Beide haben ihr eigenes Schicksal und Gepräge. Im Grenzland Schleswig begegneten, bekämpften, verzahnten sie sich. In mehr als eineinhalb Jahrhunderten erbitterten Streites um den beiderseitigen nationalen Besitzstand und Einflußbereich ist inzwischen die Erkenntnis gereift, daß die soziale Anziehungskraft der eigenen Nation es ist, die ihren Bestand verbürgt, und daß hierum sich mühen muß, wer für sie eintritt. Es ist inzwischen die Erkenntnis gereift, daß nationaler Wettstreit nur sinnvoll und einander würdig ist, wenn er ein sozialer ist. Hat die Vergangenheit doch erwiesen, daß eine absolute Scheidung nationalen Soseins und Andersseins utopisch ist,

daß nationale Grenzen immer Grenzzonen sein werden, in denen zwei Nationen im Hinüber und Herüber miteinander kommunizieren, und daß es nicht ein nationales Manko auszumerzen, sondern eine von der Geschichte gestellte Aufgabe zu bewältigen gilt.

*

Wir leben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wir leben in einer hochindustrialisierten, vielfach gegliederten Gesellschaft, wir leben in einer allgemeinen Sphäre des Wohlstandes, die früheren Zeiten fremd war. Wir befinden uns in einem sich immer schneller vollziehenden wirtschaftlichen und sozialen Angleichungsprozeß, der in allen europäischen Nationen ähnliche gesellschaftliche Probleme stellt und zu ähnlichen Lösungen führt. Es genügt darum nicht, sich im eigenen engsten Kreise zu bewegen, es genügt auch nicht mehr der Blick nur auf die eigene Nation, sondern man muß über die Grenzpfähle hinausschauen, um zu sehen, was der Nachbar tut und wie er sich um die gleichen Fragen müht, die auch uns bewegen.

Aus dem Grenzfriedensheft 1/1963

Vom »Seufzer Europas« zum »europäischen Modellfall«

Mit dem Erlebnisbericht der Schlacht bei Idstedt am 25. Juli 1850 — in den Briefen eines Mitkämpfers an seine Freundin — werden wir zurückversetzt in die Zeit vor mehr als hundertfünfzig Jahren, als man glaubte, nur noch mit Waffengewalt die schleswig-holsteinische Frage lösen zu können. Wie naiv mutet es uns Heutige an, wenn es in den Briefen an einer Stelle heißt: „Lassen wir die Schlacht bei Idstedt nun ruhen! Wenn sie auch eine verlorene ist, — das Vaterland wird dennoch den Mut und die Ausdauer seiner Söhne nicht verkennen können ... Daß Gott uns und unsere gerechte Sache verlassen hat, das kann ich nicht glauben und auch Sie nicht, also hoffen wir!“

Bittere Erfahrungen haben uns seitdem gelehrt, daß der deutsch-dänische Gegensatz, heraufbeschworen durch die nationalstaatliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts, daß der „Seufzer Europas“, wie Harboe Kardel ihn mit einem inzwischen vergessenen Schlagwort in seiner Betrachtung über die Bedeutung des Paragraphen 5 des Prager Friedens von 1866 nennt — mit den politischen Vorstellungen unserer Väter und Vorväter und dem Kriege als ultima ratio nicht aus der Welt zu schaffen war. Die nationalpolitischen Anschauungen des vergangenen Dezenniums sind der Einsicht gewichen, daß nur die gegenseitige Verständigung über die Grundlagen des Lebens im Grenzlande Schleswig — bei Achtung und Respektierung der geschichtlich gewordenen nationalen und territorialen Verhältnisse — eine zeitgemäße Lösung möglich macht.

Die mit der Kieler Erklärung und den späteren von Bonn und Kopenhagen geschaffenen rechtlichen Voraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben von Deutschen und Dänen diesseits und jenseits der heutigen Grenze basieren auf einer so breiten Grundlage allgemeiner Zustimmung in beiden Nationen und der jeweils in dem Staat des andern lebenden Minderheiten, daß man sie als „europäischen Modellfall“ auch auf andere national umstrittene Gebiete übertragen wissen möchte. Die Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen ist sogar der Meinung, daß mit den heutigen deutsch-dänischen Minderheitenbestimmungen wesentliche Teile des von ihr angestrebten allgemeinen Volksgruppenrechtes vorweggenommen und schon verwirklicht sind.

*

Das so gewordene gut nachbarliche Nebeneinander und auf manchen Gebieten

auch Miteinander zweier Nationalitäten ist trotzdem — wie sollte es auch anders sein — nicht ohne alle Probleme: es gibt alte, sehr langlebige, die geblieben sind, und es haben sich neue ergeben, die gelöst sein wollen.

Da ist zunächst die alte, immer wieder neue Frage nach der Loyalität der national anders Gesinnten dem Staate gegenüber, in dem sie leben. Das Problem war am Beginn der Auseinandersetzungen um die staatliche Zugehörigkeit Schlesiens genauso aktuell wie heute. War es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor allem für die schleswig-holsteinisch und deutsch Gesinnten in bezug auf ihre Haltung dem dänischen Gesamtstaat gegenüber besonders brennend und führte in mehr als einem Fall zu schweren Gewissenskonflikten⁴, so geht es heute, im Jahre 1966, umgekehrt darum, was Loyalität von den Dänischgesinnten an Wohlverhalten gegenüber dem Land Schleswig-Holstein und der Bundesrepublik verlangt, und zwar nicht nur, ob und inwieweit sich die dänische Minderheit praktisch loyal verhält, sondern die Debatte dreht sich auch um die Abgabe einer ausdrücklichen „Loyalitätserklärung“, ähnlich wie sie schon 1946 von dem Bund deutscher Nordschleswiger dem dänischen Staate und König gegenüber abgegeben worden ist.

Nun ist der Begriff der Loyalität — leider — ein sehr unpräziser und dehnbarer, wie es ein Blick in die Lexika sehr schnell zeigt: Der neueste Duden definiert loyal = regierungstreu, anständig; ein älterer Brockhaus aus dem Jahre 1924 sagt: loyal = gesetzmäßig, pflichtmäßig, bieder, anhänglich an das angestammte Herrscherhaus, es mit der Regierung haltend; das Deutsche Wörterbuch von Perkon faßt Loyalität auf als = gesetzestreue Gesinnung, Rechtlichkeit, Ehrlichkeit; Petris Fremdwörterbuch deutet den Begriff als = Recht- oder Gesetzmäßigkeit, Aufrichtigkeit, Biederkeit, Pflichttreue, Treusinn. Also eine reiche Auswahl an Begriffsbestimmungen — man bediene sich nach Bedarf.

Was nun die Auseinandersetzungen des vergangenen halben Jahres anbelangt, so wird man feststellen können, daß die einen, die Loyalität Fordern, bestrebt sind, in den Begriff möglichst viel hineinzulegen, während die anderen, um deren loyales Verhalten es geht, das gerade Gegenteil möchten, einen möglichst inhaltsleeren Loyalitätsbegriff, der — eine moderne Variante — durch die Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht noch weiter eingengt wird, so daß von ihm kaum noch etwas übrigbleibt.

Exponent einer sehr weitgehenden Begriffsauslegung ist Dr. Hanno Schmidt, der in der Jahresversammlung der ADS folgende Auffassung vertrat:

„Die Frage der Loyalität ist keine Bagatellsache ... Loyalität und Legalität haben

* Siehe hierzu den Aufsatz über „Die Flensburger Gelehrten- und Realschule im Zeitalter der nationalen Spannungen 1848—1864“ S. 145 ff. in diesem Heft.

an sich ein und dieselbe Bedeutung, nämlich: Gesetzmäßigkeit, Achtung aller Gesetze, auch des Staatsgrundgesetzes natürlich. Legalität ist nicht nur staatsbürgerlicher Gehorsam gegen das Gesetz, sondern sie gilt ebenso für politische Handlungen. Auch der politisierende Staatsbürger muß sich in seinen Zielsetzungen im Rahmen des Gesetzmäßigen und gesetzlich Zulässigen halten. Die Loyalität aber hat im Laufe der Zeit einen anderen Sinn bekommen. Hier kommt die Freiwilligkeit hinzu.

Legalität setzt der Staat mit Zwangsmitteln durch. Loyalität ist eine *innere* Haltung und läßt sich mit staatlicher Gewalt nicht durchsetzen („Die Gedanken sind frei“). Die Loyalität entspringt einem über die Legalität hinausgehenden Treueverhältnis und führt zur Vertrauenswürdigkeit.

Für Minderheiten bedeutet dies die Eingliederung in den Herbergsstaat ohne inneren Vorbehalt aus der Einsicht, daß die Geschichte etwas Dauerhaftes geschaffen hat. Loyalität fordert die Anerkennung der Integrität, der Unverletzlichkeit des Staates. Man bringt dafür Opfer an Hoffnungen und Wünschen wie an Überzeugungen um des inneren Friedens und der Beständigkeit willen ...

Wir fordern nicht die Abgabe einer Loyalitätserklärung, wir halten sie aber für zweckmäßig und wir verzichten keineswegs grundsätzlich auf sie. Ebenso wenig drängen wir auf die Abgabe einer solchen Erklärung ... Aber je loyaler eine Minderheit ist, desto freier wird sie leben können. Ohne Loyalität gibt es keine restlose Befriedigung im Grenzland. Es bleibt ein Stachel im Fleisch des Herbergsstaats. Zur Verfassungsmäßigkeit gehört es auch, die Grenzen zu respektieren. Grenzrevisionismus ist und bleibt ein störendes Element, das immer wieder Probleme aufwirft.“

Karl Otto Meyer als Repräsentant des SSW möchte die Frage „Wie hältst du es mit der Loyalität?“ verständlicherweise möglichst ganz beiseiteschieben unter Hinweis auf das loyale Verhalten der Minderheit im praktischen Alltag und auf das die Pflicht zur Loyalität begrenzende und womöglich ganz aufhebende Selbstbestimmungsrecht. Er schrieb dazu in „Flensburg Avis“ vom 27. Juni u. a.: „Men varigt skulle gerne være de demokratiske grundprinciper, respekten for det enkelte menneske og dets selvbestemmelsesret samt for selvbestemmelsesretten som et helhedsprincip. Lad os arbejde for, at disse principper bliver varige i vor tid og lad os prøve på at give dem videre til den unge generation, så de bæres med over i den ny tid.

Et arbejde, der bygger på de demokratiske principper og på selvbestemmelsesretten, er ikke strafbart. Disse principper vil vi gerne gøre til noget historisk varigt, som man til enhver tid skal drage konsekvenserne af. I givet tilfælde er det principper, som mange er villige til *at sætte alt ind for*. Sådan har

det været, og sådan vil det forhåbentlig vedblive at være. Her står vi over for noget, der måske kan betegnes som historisk varigt. Og dette er igen grundlaget for, at vi ikke kan erklære nogen afgørelse for at være en af historien skabt varig afgørelse. Livets ret er det afgørende.“

Derjenige, der dieses erneute Pro und Kontra mehr oder weniger heraufbeschworen hat, ist der schleswig-holsteinische Landtagspräsident Dr. Roloff gewesen, der bei einem Besuche bei der dänischen Minderheit sagte, daß die dänischgesinnten Südschleswiger durch ihr Verhalten ihre Loyalität bewiesen hätten; er sei der Meinung, daß es darum eines weiteren — einer ausdrücklichen Loyalitätserklärung — nicht bedürfe.

Hinter dem trotzdem vorhandenen Wunsche mancher deutscher Kreise nach einer solchen steht der durchaus natürliche und verständliche Wunsch nach einem status quo, steht die Auffassung, daß es endlich genug sei des Kampfes um den nationalen und staatlichen Besitzstand. Mit guten Gründen kann man dieser Meinung sein. Nur ist dabei in Rechnung zu stellen der nach wie vor vorhandene Wille der dänischen Minderheit, unbegrenzt und unbehindert durch irgendwelche „Erklärungen“ für die eigene Sache werben zu können, „expansiv“ zu sein, wie K. O. Meyer mehrfach erklärt hat, so u. a. in Sankelmark:

„For det danske Mindretal vil jeg gerne sige, at det kommer med et kulturelt og politisk tilbud til Sydslesvigs samlede befolkning. Vi vil være ekspansive — det vil jeg klart fremhæve. Vi har viljen i os at interessere og vinde befolkningen for vor kultur og politik ...“ (Zitiert nach „Flensborg Avis“)

Nun ist es mit dem Angebot so eine eigene Sache. Man kann durchaus für dänische Lebensart und dänisch geprägte demokratische Formen etwas über haben, sie anerkennen und wertschätzen, ohne deshalb Däne werden zu wollen — was man mit dem Angebot doch erreichen möchte. Aber umsonst ist normalerweise nichts. Die Annahme des Angebotes hat doch wohl zur stillschweigenden Voraussetzung, daß man sich über kurz oder lang der dänischen Minderheit anschließt und nicht nur die dänische Art zu leben, sondern auch die politische Zielsetzung der Minderheit akzeptiert.

Was der SSW zu bieten hat, ist aber eine Sonderform, ist Leben in der Diaspora — und so interessant ein solches dänisches Leben auch sein mag, es ist zwangsläufig eine Mischung aus dänischen und deutschen Elementen mit bestimmten geistigen und politischen Vorzeichen.

Mancher, der kulturelle und gesellschaftliche Kontakte zur Minderheit durchaus pflegen möchte, will den dafür erwarteten geistigen und politischen Preis nicht zahlen, er will nicht die politische Zielsetzung des SSW, seine politische Romantik, die nicht aufgehoben wird durch die praktische Kommunalarbeit, die er treibt.

Es gibt neben K. O. Meyer natürlich auch noch andere Stimmen in der dänischen

Minderheit. Es gibt hier durchaus eine Debatte um die zeitgemäßen geistigen und politischen Grundlagen ihres Bestehens, wie es dieses Nachdenken um die Voraussetzungen für das Leben und den Bestand der Minderheiten auch bei den deutschen Nordschleswigern gibt.

*

Den Versuch einer geistigen und geschichtlichen Standortbestimmung für den gesamten Grenzraum Schleswig — „dieser Landschaft“, wie er sagt — hat Dr. Hans Peter Johannsen, der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes, auf der diesjährigen Mitgliederversammlung in Husum unternommen. Das dort Gesagte hat ein lebhaftes Für und Wider ausgelöst, wobei sich eigentümlicher- oder auch bezeichnenderweise das Interesse vor allem auf seine Ausführungen über das „Schleswigertum“ konzentrierte, während andere, sehr wesentliche Partien ganz unbeachtet blieben. Am ausführlichsten hat sich hierzu Dr. Martin Steinhäuser in der Kds vom August 1966 geäußert. Er schreibt u. a.:

Der Gedankengang Dr. Johannsens (s. Grenzfriedensheft 2/66), streckenweise ein Versuch, den Wandel im deutsch-dänischen Zusammen- oder Gegeneinanderleben zu kennzeichnen, mündet aus in einem Bekenntnis zum „Schleswigertum“. Die Zukunft an der deutsch-dänischen Grenze hat, wie er meint, „in der Tat dann begonnen, wenn es weiterhin in unserer Heimat Menschen geben wird, die dazu beitragen, daß der Begriff des Herzogtums Schleswig bestehen bleibt. Wenn es unserer Generation gelingt, den Alten im Verein mit den Jungen, dafür zu sorgen, daß wir seine Umriss auf einer geistigen Landkarte deutlich erkennen können, dann dürfte das der Markstein werden, den wir gesetzt haben“. Wir hätten, so sagt er weiter, den uns gegebenen Ausschnitt tapfer zu bejahen; „und dieser Ausschnitt heißt für uns: die Erfüllung der geistigen Physiognomie des Herzogtums Schleswig. So verstanden, ist das Schleswigertum eine immer wieder mögliche Form des Daseins, des deutschen oder dänischen Daseins, aber sie will erfüllt und erarbeitet sein. Sie ist nicht gebunden an den Zeitraum, in welchem sie entstand, sie ist vielleicht sogar vollziehbar für Menschen, die nicht aus der Landschaft kommen“. Und schließlich heißt es: „Schleswig ist Vergangenheit und Gegenwart zugleich, daß es auch Zukunft wird und hat, liegt an uns.“

In diesen programmatisch gemeinten Ausführungen ist also der historische Begriff des Herzogtums Schleswig ein nicht unwichtiges Glied. Er muß, gewissermaßen als Garant für die Zukunft, erhalten bleiben. Dr. Johannsen beruft sich dabei auf eine Feststellung des dänischen Historikers Prof. Dr. Troels-Fink:

Eine Begründung dieses eigentümlichen Verhältnisses, daß die dänisch-schleswigsche Geschichte den gegebenen Rahmen sprengt, liegt darin, daß das alte Herzogtum Schleswig als historischer Begriff alle Teilungen und die staatsrechtlichen Umwälzungen überlebt hat. Als völkerrechtlicher Begriff hörte das Bestehen des Herzogtums Schleswig mit Preußens Okkupation und

Inkorporation im Jahre 1866 auf; als historischer Begriff ist es bis zum heutigen Tag bemerkenswert lebendig“ ...

Nun, Prof. Fink trifft hier seine Feststellung — eine historisch-politische — für das Gebiet der Forschung, der Erforschung der Vergangenheit. Daß Schleswig als historischer Begriff lebendig blieb, beweist ihm, wie er weiter sagt, die historische Forschung der letzten Jahre, also nicht eine aktuelle grenzpolitische Diskussion oder der Entwurf eines Programms für die künftige Gestaltung der Dinge an der Grenze ...“

In ähnlicher Form hat sich auch Dr. Georg Reinhardt auf dem diesjährigen Knivsbergfest geäußert:

„Ich sprach vom schleswigischen Menschen, meine aber, daß mit Schleswigertum nicht gemeint sein kann ein volkliches oder gar nationales Bekenntnis. Davon zu sprechen oder einen solchen Gedanken heute als möglich anzusehen, wäre im höchsten Grade wirklichkeitsfremd ... Man bemüht die Geschichte vergeblich ..., sollte man auf den Gedanken kommen. Ein zu rauher Wind aus dem Norden und ein nicht weniger stürmischer aus dem Süden haben ein Schleswigertum zwischen dänisch und deutsch schon hinweggefegt, bevor es richtig im 19. Jahrhundert entstehen konnte.

Hingegen wird man feststellen müssen, daß der schleswig-holsteinische Gedanke, als Bestandteil eines deutschen Nationalbewußtseins, das mit liberalem, ja, demokratischem Ideengut durchsetzt war, auf festem geschichtlichen Grund steht, sich bis in die Gegenwart behaupten konnte und eine staatlich-politische Realität ist, der sich längst auch die dänische Politik angepaßt hat. (Zitiert n. d. „Nordschleswiger“)

Wir haben daraufhin Dr. Johannsen um eine Präzisierung seiner Ausführungen über das Schleswigertum gebeten. Er machte uns darauf aufmerksam, daß seine Kritiker die Dinge fast ausschließlich rein politisch gesehen hätten. So sei es aber gar nicht gemeint gewesen, sondern er sehe in dem Schleswigertum eine bestimmte menschliche Haltung bzw. Lebensart des im Grenzraume lebenden Menschen, die sich aus der besonderen geschichtlichen und politischen Situation diesseits und jenseits der Grenze für ihn von selbst ergibt: fest in der eigenen Nationalität, seiner Geschichte und Kultur wurzelnd, aber aufgeschlossen und aufnahmebereit dem gegenüber, was dem national anders gesinnten Nachbarn lieb und wert ist.

Ob man den Begriff „Schleswigertum“ so ganz auf die private Sphäre reduzieren kann — aus seinem Vortrag war das eigentlich nicht zu entnehmen —, kann durchaus angezweifelt werden. Es ist die sehr ernste Frage, ob das, was Dr. Johannsen unter „Schleswigertum“ versteht und wofür er selbst als Prototyp gelten könnte, von anderen so ohne weiteres geistig nachvollzogen und vor allem, ob es gesellschaftlich wirksam werden kann. Wahrscheinlich ist das nur im kleinen oder

kleinsten Kreise möglich.

Dr. Johannsen hat zugesagt, auf die Frage des „Schleswigertums“ nochmals einzugehen. Man darf darauf gespannt sein.

SCHLESWIG – SCHLESWIG-HOLSTEIN – VATERLAND – EUROPA

Der Schleswig-Holsteinische Heimatbund will auf einer Beiratssitzung erneut zu dem Problemkreis „Schleswig, Schleswig-Holstein, Vaterland, Europa“ Stellung nehmen. Dies sieht der Bund als notwendig an, nachdem von anderer Seite die Bedeutung des Schleswigertums oder die des Ur-Schleswigertums als zukunftssträftig hingestellt worden ist.

Dies gab Peter Petersen, der Vorsitzende des SHHB, auf der diesjährigen Jahrestagung in Bad Segeberg bekannt.

*Ein Mitkämpfer der Schlacht bei Idstedt
schrieb an seine Freundin*

PAUL TREDE

Wenn ein großes Ereignis uns plötzlich überrascht...

Als Paul Trede, Soldat in der schleswig-holsteinischen Armee, die Briefe über die Schlacht bei Idstedt - 25. Juli 1850 — an seine Freundin schrieb, war er zwanzig Jahre alt und hatte seine Lehrzeit als Buchdrucker in Itzehoe gerade beendet. Die beiden hier wiedergegebenen Briefe veröffentlichte er zusammen mit anderen unter dem Titel „Aus dem Soldatenleben eines Buchdruckers“ in Fortsetzungen in einer der ältesten deutschen Gewerkschaftszeitungen, den „Mitteilungen für Buchdrucker und Schriftgießer“ die von 1852 bis 1857 in Berlin erschienen. Der Briefschreiber ist nach dem Kriege anscheinend nach Itzehoe und in seinen erlernten Beruf zurückgekehrt, denn er konnte im August 1882 den Tag seiner 25jährigen Tätigkeit als Buchdrucker bei der Firma G. J. Pflingsten feiern. Paul Trede schrieb auch in der Art Klaus Groths „Plattdeutsche und hochdeutsche Gedichte“, erschienen in Hamburg 1856.

I

Theuerste Freundin!

Schalebye in Angeln, den 19. Juli 1850

Da ich nun weiß, daß Sie meine Briefe gern lesen, so nehme ich mir auch diesmal die Freiheit, den Ihrigen nicht abzuwarten. Wir sind denn nun endlich auf Schleswigschem Grund und Boden, — in einem Dorfe des gesegneten Angelns. Unser Schalebye ist eben kein großes, aber ein ziemlich weitläufiges Dorf; unser ganzes Bataillon liegt hier, und es kommen auf jeden Bauer ungefähr 80 Mann. Den Verhältnissen nach haben wir es hier ausgezeichnet gut. Unsere ganze Brigade liegt in 4 Dörfern vertheilt (Schalebye, Triangel, Behrnd und Nybüll). Gestern war Paradeaufstellung der Brigade auf einer großen Koppel. Unser Kommandeur, der General von der Horst, ein sehr strenger Offizier, war recht zufrieden. Die Zehner bekamen wieder ein Lob, worauf sie sich nicht wenig einbilden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Erinnerungsabzeichen für die Feldzüge 1848 und 1849 an die Berechtigten vertheilt. Es ist ein hübsches schwarzes Kreuz aus Kanoneneisen vom Christian VIII. gegossen, und wird an einem blau-roth-weißen Bande auf der linken Brust getragen. Das wird von guter Wirkung für die neuen Ereignisse sein! — Unsere junge Armee liegt in vollkommener Schlachtordnung da, — aber ich weiß nicht, woher es kommt, daß es noch immer so ruhig ist. Von der Politik weiß ich jetzt sehr wenig. Einige sagen,

der Waffenstillstand besteht stillschweigends noch 8 Tage fort; gestern Abend hingegen wurde hier als ganz gewiß erzählt, unsere Vorposten hätten mit den Dänen bereits ein kleines Scharmützel gehabt. Was davon wahr ist, weiß ich nicht; wohl aber wird als verbürgt erzählt, daß der Dänenkönig, als er eingesehen, welch furchtbarer Ernst es den Schleswig-Holsteinern ist, um 3 Monate Waffenstillstand angehalten hat. Es soll ihm jedoch rundweg abgeschlagen sein. Darauf habe er Vertrauensmänner nach Kiel geschickt, welche, wie man sagt, noch dort sein sollen. Flensburg, wovon wir nur etwa 3 Meilen entfernt sind, ist indeß von Dänen besetzt, ihre Vorposten stehen eine Meile diesseits der Stadt. So sind denn also die Vorposten beider Armeen nur eine Meile aus einander, und sie werden sich wohl bald von Angesicht zu Angesicht sehen.

Unser Marsch hierher war in der That ein fürchterlicher. Das 10. Bataillon marschierte, wie ich Ihnen bereits gemeldet, am Sonntagmorgen aus Segeberg, kam ungefähr 3 Uhr Nachmittags in der brennendsten Sonnenhitze in Neumünster an, wo es 1½ Stunde Rast hatte, um schnell bei den Bürgern ein wenig Mittagbrod zu essen. Dann wurde es durch einen Extrazug per Dampf nach Rendsburg befördert. Es war ein sehr langer, höchst interessanter Zug mit zwei Locomotiven. Abends um 9 Uhr kamen wir erst im Zeltlager bei Rendsburg an, wo wir für die Nacht ein Unterkommen finden sollten. Hier hatte es sich in der kurzen Zeit sehr verändert. Ein Theil des Lagers welches dicht an der Eider lag, und vor drei Wochen noch von uns bewohnt wurde, war abgebrochen, dafür hatten sich nach der Stadt zu die leinenen Straßen vermehrt. Alles war hier voll Truppen. Früher lagen in einem Zelt 16 Mann, jetzt mußten 24 hinein. Müde und steif wie wir ankamen, fielen wir auf unserm Strohlager hin und entschlummerten, denn an Essen und Trinken war nicht mehr zu denken. Ein Stückchen trocknes Commisbrod, das Einzige, was bei den von allen Seiten bestürmten Marketendern noch zu haben war, kostete einen Schilling. Am Morgen ging es uns noch schlimmer. Es ist so gut, wenn man nach einem kalten, feuchten Nachtlager wenigstens ein Schälchen heißen Kaffee's haben kann, aber die Marketender hatten nichts, und zum Selbstkochen war diesmal keine Zeit. Mit nüchternen Magen, so wie wir aus unserm Strohlager hervor krochen, mußten wir wieder abmarschieren und nun die vier langen Chausseemeilen noch dazu im Eilschritt zurücklegen. Dichte Staubwolken umhüllten die Colonnen; die Sonne sandte eine fast versengende Gluth herab; keuchend, in Schweiß gebadet, schleppte sich die dichte, schwer bebürdete Menge dahin. In jeder Seele war es schwül; — kein Lied wurde angestimmt; das tiefste Schweigen herrschte; man hörte nur das Stampfen der Rosse, das Geklirre der Waffen und den ewig gleichmäßigen, einschläfernden, dröhnenden Tritt der Masse auf dem harten Steinpflaster. Dazu kam, daß unser Major, — jetzt Obristlieutenant, — wieder wie gewöhnlich Angst hatte, daß er zu

spät kam. Alle anderen Bataillone bekamen von Zeit zu Zeit Rast; aber wir auf der ganzen langen Tour nur 2 Mal. Es war denn wohl kein Wunder, daß die Soldaten dutzendweise hinstürzten und liegen blieben. Ich habe einen Mann gesehen, der in den fürchterlichsten Krämpfen dalag und bald darauf verschied. Gegen 20 Mann hat unser Bataillon verloren, — und das auf einem Marsche! O, meine Freundin! An diesem Tage dachte auch ich: der Krieg ist doch etwas fürchterliches! Aber man vergißt es, wenn's vorüber ist. Ich selbst war auch so weit, daß ich mit der Colonne nicht mehr fort konnte, ich wehrte mich lange, war aber doch entschlossen, es nicht auf's Aeußerste kommen zu lassen. Ich sprach mit dem Feldwibel, und durch ihn wurde es mir möglich, bei dem Wirthshause Kropfer Busch ein wenig zu rasten, ein paar Gläser Wein zu trinken und ein Stückchen Butterbrod zu essen. Dies stellte mich so weit her, daß ich nun das Bataillon noch wieder einholen konnte. Endlich lag das ersehnte Schleswig dicht vor unsern Augen; wundervolle Ehrenpforten wölbten sich herrlich grün über die geschmückten Straßen; dreifarbige Fahnen wehten in Menge über den rothen Dächern; überall blickten uns die Worte: „Willkommen, ihr braven Krieger!“ in goldenen Lettern entgegen! Aus den Häusern drängte sich das ganze schöne Geschlecht, vornehme Damen mit Sonnenschirm und Schleier, schlichte Bürgertöchter und ein ganzes Heer von Dienstmädchen; keine Einzige kam mit leeren Händen. Die meisten trugen große Teller mit vollen Weingläsern, traten zwischen die Reihen, und wo sie dem matten Blick eines Erschöpften begegneten, da boten sie den Göttertrank dar, und neues Leben strömte mit ihm in die müden Glieder. Was dem Wein nicht gelang, das bewirkten oft ein paar glühende Augen oder ein holdes Lächeln irgend einer Schönen. Kurz, der Soldat war wie verwandelt! Auch ich vergaß Alles, als eine noble Dame zu mir trat, und mir einen großen Humpen Rothwein mit den Worten reichte: „Schleswig möchte Sie gern alle heiter sehen; trinken Sie das; es wird ihnen wohlthun!“ —

O, das war ein Leben in dem Schleswig! Ein gutes Quartier, Ruhe und Erholung, freundliche Behandlung von allen Seiten, — wenn der Soldat das nur manchmal hat, dann geht er die übrige Zeit durch's Feuer! — Am anderen Morgen marschirten wir denn nach Schalebye, wo wir nun heute noch liegen. Aber ich muß jetzt schließen. Es thut mir Leid, daß ich Ihnen heute aus Mangel an Papier nicht mehr schreiben kann; Stoff wäre schon noch da. Nun, ich bewahre ihn für den nächsten Brief, wenn bis dahin kein besserer vorliegt. Bestellen Sie recht viele Grüße und vergessen Sie nich

Ihren
Freund Paul.

II

Liebe, gute Elise

Lager bei Rendsburg, den 1. August 1850

Wenn ein großes Ereignis uns plötzlich überrascht, wie der Orkan den sorglosen Schiffer auf dem windstillen Meere, so ist es wohl kein Wunder, daß man auch dann, wenn das Ereigniß geschehen, wenn die gewitterschwangere Wolke sich entladen hat, sich noch gar nicht gleich wieder zurecht finden kann. Man ist noch zu verwirrt, um das Ganze gleich klar übersehen zu können. Erst nach und nach lernt man einsehen, wie das Geschehene sich entwickelte, fortbildete und wie es endete. So ging es auch mir, und eben das ist der Grund, weshalb Sie erst heute etwas Detaillirtes über die Schlacht bei Idstedt erfahren.

Gegen unsern Willen sind wir nun zum dritten Male im Lager, und ich liege wieder, wie einst, lag ausgestreckt in meinem Zelt und schreibe! Mein Tornister ist mein Schreibtisch, und Sie dürfen mir's schon nicht übel nehmen, wenn hier und da ein Dintenfleck mit unterläuft...

Aber nun in die Schlacht! Ich will es versuchen, Ihnen ein einigermaßen treffendes Bild davon zu geben.

Es war am Morgen des 24. Juli, als unser Bataillon wie gewöhnlich mit Gepäck zum Exerciren ausrückte und schon ungefähr ein Stunde Wegs im dichten Staub marschirt war; das Exerciren war trotz der Hitze sehr gut gegangen, und es mochte wohl gegen 11 Uhr Vormittags sein, als wir nur noch den Parademarsch machen und dann nach Schalebye ins Quartier zurück marschieren sollten. Da kam auf einmal Ordre, sogleich auf den Sammelplatz der Brigade zu rücken. Als wir dort ankamen, war beinahe schon Alles auf dem Platze. Es war eine wilde Bewegung! Die Munition wurde nach gesehen; die Gewehre geladen; die Epauletten verschwanden von den Schultern der Officiere — die größte Spannung herrschte! — Wir wußten ja, daß die Vorposten mit den Dänen im Kampfe waren und konnten nichts anderes glauben, als daß wir vorrücken sollten, um das Gefecht aufzunehmen. Aber so weit war es noch nicht; wir erhielten die Weisung, noch einmal wieder in die Quartiere zu rücken, alle mögliche Zeit zum Schlafen zu benutzen, uns aber auf den nächsten Morgen bereit zu halten. Wir mußten also noch einmal den staubigen Weg in der größten Hitze zurück machen. Kaum waren wir zur Stelle, so fiel Jeder auf sein Bündel Stroh hin und schickte sich an, ins Land der Träume zu flüchten. Wir waren Alle sehr müde. Ich war noch dazu die vorige Nacht auf Wache gewesen und war mit einer Schleichpatrouille mehrere Stunden umhergewandert über die Wiesen und Kornfelder hinweg, durch Hecken und Zäune; — denn eine Schleichpatrouille geht selten einen gebahnten Feldweg, sie hat ihre eigenen Wege welche nach allen Seiten hin die Gegend durchkreuzen und mitten durch die üppigsten Saatfelder gehen. Solche Wege heißen Colonnenwege, sie sind mit sogenannten Strohwischen bezeichnet, daß man sie in der dunkelsten Nacht erkennen kann. — Wenn man nun die Nacht, wo doch

Alles schlummern sollte, umherwandern muß, und den Tag auch noch keine Ruhe hat, so versagt doch am Ende die Natur ihren Dienst.

Aber hier war es noch lange nicht Zeit zum Schlafen! Denn kaum lagen wir 5 Minuten da, so donnerte der Ruf „An die Gewehre!“ mitten in die schon begonnenen Träume hinein. Wieder ging es nach dem Sammelplatz der Brigade; ohne Essen und Trinken, — ohne Erholung und Schlaf. Dort angekommen, rief der General v. der Horst die Officiere zusammen, berieth sich mit ihnen und flog dann von einer Truppe zur anderen zwischen die blanken Reihen hindurch, daß es eine Lust war ihn anzusehen. Es ging nun noch ein gut Stück weiter vorwärts; wo dann auf einer großen Wiesenfläche, die am Rande eines Gehölzes lag, Halt gemacht wurde. Die Kanonen vor uns erdröhnten gewaltig und auch das Kleingewehrfeuer war deutlich zu hören. Es mußte hier nun die Nacht bivouakirt werden, und wir richteten uns auf der freien Koppel ein, so gut es eben anging. Es war ein schöner heller Abend. Die Sterne flimmerten über uns, kühlende Luft umwehte uns; Alles athmete mit vollen Zügen die würzigen Gedüfte des Waldes ein, und es war ein Wogen und Treiben um die Marketenderwagen herum, als wäre es Jahrmarkt. — Welch ein Genuß, dieses Bivouak zu durchwandern! und ich that es am Arme eines Freundes bis spät in die Nacht. Ein bunteres Bild, das die verschiedenartigsten Gruppen und Scenen in solchem Contrast neben einander zeigt, konnte es wohl kaum geben. Hier sah man einen Kreis flotter Jäger, ihre kurze Pfeife rauchend, plaudernd und lachend; dort erzählte man sich Anekdoten aus den früheren Schlachten; hier durchsuchte man alle Taschen, und der letzte rothe Sechsling mußte ans Tageslicht. Heute durfte nichts übrig bleiben, — denn man wußte ja nicht, ob man Morgen noch etwas brauchte —; dort saßen wieder stillere Gruppen, in ernstere Gespräche vertieft. Mancher blickte wohl auch mit Besorgniß dem kommenden Tage entgegen. Bei Vielen war wohl auch diese lärmende wilde Lustigkeit nur erzwungen, und ich möchte fast behaupten, daß Mancher, der von seiner Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit Wunderproben erzählte, dennoch im innersten Herzen einen Anflug vom Kanonenfieber verspürte.

Eine Feuersbrunst, die man in der Gegend des Kampfes sah, war fast am Verlöschen, der Wald schwamm nun in der dichten Dämmerung. Dann und wann fiel noch ein Schuß, bis es endlich ganz still wurde. „Das war das Vorspiel, morgen kommt das Stück selbst, da spielen wir auch mit!“ Das waren ungefähr die Gedanken, mit welchen sich Einer nach dem Andern in den Falten seines Mantels begrub.

Hier und da schwebte eine dunkle Gestalt gemessenen Schrittes auf und ab, — es waren Posten. Sie mußten auch diese wenigen Stunden süßen Schlummers entbehren. Aber es gab noch Einen, der es mußte, und das war — ich! — Ich konnte mich nicht satt sehen an dem wundervollen Gemälde. Wenn man diese

schlummernden Soldaten so betrachtete, wenn die Wachtfeuer, welche rund um's Bivouak brannten, ihre Züge grell beleuchteten, — wahrlich, dann konnte man bis in die innerste Seele hineinsehen und das Geheimniß ihrer Träume wurde Einem offenbar! An Schlaf war bei mir nicht zu denken. Ich ging schon mit der Idee um, dieses ganze Gemälde in einem Gedicht wiederzugeben. Vielleicht werde ich das später einmal ausführen.

Um 1 Uhr Nachts mußte sich Alles erheben. Die Mäntel wurden gerollt, das Lederzeug umgehungen. Man trat an die Gewehre; — die Züge wurden abgetheilt, und nun endlich setzte sich die Brigade in Bewegung, gerade auf das Centrum des Feindes los. Tiefes Schweigen herrschte. Das Singen war verboten; aber von den Gesichtern strahlte Ernst und Ruhe; ohne ein banges Zittern schritten diese 7000 Mann dem großen Ereigniß entgegen, das so lange ersehnt war und nun doch so blutig und so unglücklich für uns enden sollte.

Um 2 Uhr kamen wir über eine Brücke, welche unsere Pontoniere über den Langsee geschlagen hatten. Hier wurden 100 Mann zurückgelassen, um dieselbe gegen einen Angriff von der linken Flanke her zu halten. Die Brigade setzte ihren geraden Weg nach Ober-Stolle fort. Auf dem rechten und linken Flügel begann das Gefecht um halb 3 Uhr. Wir konnten deutlich an dem Dampf der Geschütze den Stand der Dänen und der Unsern unterscheiden. Nicht weit vom Schauplatz mußten wir wieder halten. Wer noch einmal austreten wollte, der konnte es jetzt. Die Offiziere versammelten sich nochmals um v. d. Horst und vernahmen ihre Instruktionen; die roth angestrichenen leinenen Bahnen für die Todten und Verwundeten wurden entfaltet; — dies machte einen unangenehmen Eindruck, — und nun ging es, — als neben uns auf einer Anhöhe die Fanalstange hell aufloderte, welches das Zeichen war, daß Alles, was Soldat hieß, schnell vorrücken solle, — mitten in's Feuer hinein. Um halb 4 Uhr stand unsere Brigade ganz nahe bei Oberstolk, welches vom Feinde besetzt war. Sogleich mußte das 5. Jägercorps als Schützenkette vorgehen. Der Kampf im Centrum war hiermit eröffnet; das 11. Bataillon folgte. Wir standen jetzt unmittelbar vor dem Dorfe, von der einen Seite durch einen Knick gedeckt. Die Dänen vertheidigten sich wüthend. Sturm auf Sturm wurde von den Unsern unternommen, von den Dänen abgeschlagen. Es war ein fürchterliches Getöse, gerade als sollte die ganze Welt zusammenfallen. Vier Häuser des Dorfes brannten, daß die Lohe hoch zum Himmel hinaufschlug. Von den Einwohnern war keine Spur zu sehen. Aber nun kamen die Singevögel der Schlacht; sie umpfiffen und umschritten uns von allen Seiten, — und die dänischen Spitzkugeln, und ihr ewiges Gepfeife, das dem Schreien ganz kleiner Kinder sehr ähnlich ist, hat im Anfänge für Jeden, auch den Unerschrockensten, etwas Unheimliches und Schauerliches. Man bückt sich unwillkürlich, wenn es Einem zu nahe kommt, obgleich Jeder weiß, daß dies ganz

unnütz ist. Wir hatten bis dahin noch keinen Schuß gethan, — dennoch wurden Mehrere von meiner Compagnie getroffen und wimmerten hin. Der General hielt mit seinem Stabe uns zur Seite nud übersah mit scharfem Blick die Lage der Unsern. Das 5. Jägercorps hatte schon fast alle seine Officiere verloren; es konnte sich nicht halten und kam trotz der wiederholten Anfeuerungen des Generals von der Horst immer wieder zurück. Endlich wandte dieser sich an unsern Oberstlieutenant mit der Frage: „Was haben wir denn zunächst zur Hand?“ „Zehntes Bataillon!“ war die Antwort. „Nun denn: Auf das Gewehr! Marsch! Tamboure anschlagen. Wenn des Dorf noch nicht genommen ist, so wird es Nummero Zehn sein, die es nimmt, — nicht wahr, Kameraden?“ — „Ja wohl, Herr General!“ Und vorwärts ging es im Sturmschritt gerade in's Dorf hinein. Da entspann sich ein furchtbarer Kampf; Salven donnerten gegen Salven! Viele sanken hin, unter ihnen Lieutenant v. Sandes, der noch am Abend vorher im Bivouak, wo ihn seine Frau besuchte, so ausgelassen lustig war, und Feldwebel Antoni der 1. Compagnie, ferner Lieutenant Haeseler, Compagniechef der dritten Compagnie u. A. Aus allen möglichen Ecken und Winkeln, sogar aus den brennenden Häusern schoß der Feind auf uns. Es war eine Hitze zum Ersticken. Indeß die Masse des Feindes wurde durch den ersten Anprall zurückgedrängt. Ein Dutzend gefangener Dragoner wurden an uns vorbeigeführt. „Das ihr den Leuten nichts zu Leide thut“, schrie v. d. Horst, „sie können nichts dafür!“ Dicht neben uns wälzte sich in gräßlichen Zuckungen ein großes schönes Husarenpferd; einer der Unsern erschöß es vollends; mehrere weniger schwer verwendete sprangen im Dorfe umher und liefen meistens wieder ins Gefecht hinein. Immer wüthender, heißer wurde der Kampf. Die Dänen waren geworfen, rückten aber immer wieder mit neuen Truppen vor. Es war ein fürchterlicher Anblick, — das brennende Dorf, die ganze große Fläche, so weit das Auge sehen konnte, — nichts als Kampf, Zerstörung, Vernichtung; — auf den blühendsten Kornfeldern, in den Gehölzen, zwischen dem Vieh auf den Weiden, — überall Feuer und Dampf! — Dabei hatte es von 3 Uhr an geregnet; wir waren längst durchnäßt. Unser bischen Brod, was wir noch in den Brotbeuteln hatten, war kaum noch zu genießen. Auch war jetzt ans Essen nicht zu denken. Von dem ewigen Laden und Schießen im Regen sahen wir schwarz aus wie die Mohren.

Unsere Stellung im Dorfe war durch einen ziemlich hohen Knick etwas gedeckt. Aber auf einmal erschallte ein furchtbarer Donner; eine Granate fuhr über unsere Köpfe dahin und platze etwa 30 Schritte hinter uns, ohne Schaden zu thun. Aber ein Schreck durchfuhr uns alle: Es war dem Feinde gelungen, in dieses sumpfige Dorf Artillerie zu bringen, und wir hatten keine, nun ihm begegnen zu können! Die Folge war, daß wir zurück mußten. Wir retirirten links über ein Torfmoor, hart verfolgt von den Dänen. Zum Glück waren ihre Granaten sämmtlich zu hoch

gerichtet. Kaum waren wir diese saubere Gesellschaft vom Halse los, als eine Eskadron dänischer Dragoner mit Intanteriebedeckung uns angriff. Unser Bataillon war inzwischen schon aus einander gerissen; eine Abtheilung kämpfte hier, die andere dort; wie denn überhaupt die Ordnung unserer Truppen durch den allzu heftigen Zusammenstoß so ziemlich zerstört war. Die Schlacht drohte, den Officieren über den Kopf zu wachsen. Ungefähr 30 Mann von unserer Compagnie und ebenso viele vom 5. Jägercorps bildeten mit Unterofficier Büll, Wichmann, und dem Hauptmann v. Lupinsky von nun an eine Abtheilung für sich. Ich war entschlossen, hierbei zu bleiben und mit ihnen auszuhalten bis auf den letzten Mann. Wir wurden jedoch zum Rückzug gezwungen, da die uns verfolgende Truppe uns an Zahl dreifach überlegen war. Wir mußten aber die freie Moorfläche passiren, und hätten wir keine Spitzkugelmusketen gehabt, so wären wir hier sämmtlich verloren gewesen. Meine beiden Nebenleute sanken schwer verwundet hin; es waren ein paar brave Jungen. Dem einen fuhr die Spitzkugel in den Mund hinein, nahm ihm an der einen Seite alle Zähne weg und kam hinten am Halse wieder heraus; der Andere bekam einen Schuß in die Brust; beide wurden gefangen und werden schwerlich lange leben. Unser Hauptmann v. Lupinsky hat sich brav gehalten. Er nahm, und mit ihm zwei Jägerhauptleute — von irgend einem Verwundeten ein Gewehr und schoß wacker mit. Wir erreichten endlich das Gehölz, aus welchem die Brücke über den See in ein anderes Gehölz führte; — dieselbe Brücke, wo am Morgen 100 Mann zur Vertheidigung derselben zurückblieben. Hier im Holz hielten wir uns lange; wir hatten so gute Deckung, konnten sicher anschlagen und noch dazu auf Colonnen schießen, welche von beiden Flanken herankamen. Schon waren sie mit unsern Jägern im Kampf, welche das Haus diesseits der Brücke besetzt hielten; die Jäger wichen zurück, mit einem brausendem Hurrah stürmte der Feind auf das Haus zu, — er hatte es erobert. Nun griffen wir von der Seite an, denn wir mußten uns den Uebergang über die Brücke, wozu es nun die höchste Zeit war, erzwingen. Wir drangen vor, gewannen einen Vortheil nach dem andern, und schon wollten wir im Sturm auf das Haus losrücken, als von der andern Seite des See's, von dem Unsern, mehrere heftige Kanonenschüsse fielen. Das krachte und dröhnte! Wie wir nun um uns blickten, war die Brücke weg. Man hatte sie zerschossenen der Meinung, daß alle Schleswig-Holsteiner bereits drüben seien. Diese Wahrnehmung wirkte lähmend auf unser Vorhaben; wir erschrakten, und zogen uns in's Gehölz zurück. So war denn das ganze Centrum unserer Armee bereits hinüber und wir — von allen den Unsern abgeschnitten! — Das waren schlimme Aussichten! Wir waren entweder gefangen, sammt und sonders, — oder mußten es wagen, durch den See zu waten. Daß dieser nicht sehr tief sei, wußten wir. Hauptmann Lupinsky rieth dazu, und wir Alle erklärten, ihn nicht verlassen zu wollen. So ging denn das Waten los: unser Hauptmann mit seinen langen Beinen voran; jeder bis an die

Brust im Wasser durch den ungefähr 80 Schritte breiten See. Die Kugeln fielen immerfort dicht neben uns ins Wasser hin. Unsere Truppen, die uns Anfangs in dem Dampf und Nebel für Dänen hielten, schossen ebenso wacker auf uns, wie diese selbst, und doch wurde kein Einziger verwundet. Kaum hatten wir wieder festen Fuß gefaßt, so fielen wir aber auch um wie die Fliegen, obgleich mitten in der feindlichen Schußlinie, — wir waren zu matt; wir mußten etwas ausruhen! Meine Munition war auch fort; noch drei Kugeln hatte ich. Auch war die Schlacht ihrem Ende nahe. Es war halb 3 Uhr Nachmittags. — —

Der Kampf im Centrum war hiermit fast beendet. Es war nur noch ein Plänkeln von beiden Seiten. Wir waren bis auf den Punkt zurückgedrängt, wo wir am Morgen unsere Operationen begannen; aber hier hätte uns kein Teufel weggeschlagen! — — Eine halbe Stunde stand es so hin. Da hörten wir nach dem linken Flügel hinüber, in der Gegend des Dorfes Idstedt, ein furchtbar heftiges Gewehrfeuer. Kein einzelner Schuß war zu unterscheiden, — es war ein immerwährendes Rollen! — — Das war die Entscheidung, das letzte Aufflackern des nun verlöschenden Feuers. Ich fand mein Bataillon auf einer großen Weidekoppel wieder; — aber wie klein war es! Die zweite Compagnie fehlte noch ganz. Wir wurden schnell geordnet und abgetheilt; die Munition wurde vervollständigt, und wir erwarteten den Befehl, auf's Neue vorzurücken. — Da kam ein Adjutant des Generals Willisen über die Felder daher gesprengt; sein Pferd dampfte und schäumte. Eine dunkle Ahnung überflog uns, und sie bewährte sich leider! Es war der Unglücksbote, er brachte die Hiobspost von der verlorenen Schlacht und den Befehl, daß wir so schnell wie möglich den Rückzug antreten sollten. Dies geschah auf der Stelle. Von halb 4 Uhr Nachmittags an bis Abends 9 Uhr mußten wir in Einem weg marschiren, nachdem wir vorher durch ein 12stündiges Gefecht abgehetzt und zum Umfallen ermüdet waren. Es war ein trauriger Marsch. Durch Schleswig kamen wir nicht, nur in den Dörfern, die wir berührten, war es dem Einen oder Andern, der noch gut zu Fuße war, gestattet, ein Glas Wasser oder Milch zu erhaschen; Zurückbleiben durfte Niemand, weil er sonst in Gefangenschaft gerieth, denn die Dänische Kavallerie war nicht weit hinter uns. Als wir um neun Uhr auf der großen Ebene bei Missunde uns lagerten, sahen wir die feindlichen Vorposten auf den Hüttener Höfen halten, die Front gegen uns, aber wir legten uns ruhig schlafen. Die Dänen waren ja auch müde! Das Wetter war inzwischen wieder heiter geworden! Von 4 Uhr an hatte es aufgehört zu regnen, und die Sonne schien wieder so warm wie vorher. Hatte der Himmel geweint über die Tollheit der Menschen und war nun wieder getröstet, daß man inne hielt mit dem Blutvergießen?

Ach, aber wir hatten noch keine Ruhe! Kaum lagen wir eine Stunde da zwischen den Gewehrpyramiden, den Kopf auf den Tornister gestützt, — nicht einmal

zugedeckt mit dem Mantel, denn dieser mußte gerollt bleiben, — so brachte uns der General v. d. Horst wieder auf die Beine. Dieser Marsch von Missunde nach Sehestedt ging fast immer im Schlaf vor sich. Ich schlief einmal so total, daß ich mit dem Gesichte in ein Brombeergebüsch fiel; Andern ging es nicht besser. Jede Viertelstunde mußte Halt gemacht und einige Minuten geruht werden, und wenn es dann wieder weiter gehen sollte, mußte die Hälfte der Mannschaft von den Officieren und Unterofficieren geweckt werden. Die Bauern in den Dörfern thaten alles Mögliche zur Erquickung der ermüdeten Massen, aber wir hatten ja keine Zeit; wir durften ja nicht verweilen, und so kam das nur Wenigen zu Gute. Am 26. Mittags langten wir endlich bei Cluvensick in unmittelbarer Nähe Rendsburgs an, wo wir 3 Tage bivouakiren mußten. Dann kamen wir 3 Tage in die Festung, um uns zu erholen. Gestern bezogen wir wieder das Lager, von wo aus ich Ihnen diesen Bericht sende. Meinen Eltern habe ich schon von Rendsburg aus einen ebenso langen Brief geschrieben; morgen schreibe ich an meinen Lehrprinzipal in Itzehoe. Sie sehen, daß ich die Zeit gut benütze. Hiermit will ich denn für heute von diesem Thema abbrechen; — was soll ich Ihnen noch weiter über den Unglückstag schreiben? Einzelheiten gäbe es wohl noch viele; aber die kann ich Ihnen ja später mündlich erzählen! Ich hoffe doch, Sie noch einmal wieder zu sehen, obgleich ich nun gesehen habe, welch ein furchtbares Würfelspiel um Tod und Leben eine Schlacht ist. Was ich ertragen kann, weiß ich nun: 3 Tage fürchterlicher Anstrengung, fast ganz ohne Schlaf, ohne eine ordentliche Mahlzeit! Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich so stark sei!

Schließlich noch eine Bitte: Bewahren Sie doch meine Briefe einstweilen noch auf, weil ich mir dieselben, im Fall ich einst gesund wieder heimkehre, gern noch auf einige Zeit zurückerbitten möchte. Das Tagebuch wird doch nicht so vollständig! — Von Wohlers herzlichen Gruß! Er hat zwei Schüsse bekommen; eine Kugel hat gerade den gerollten Mantel vor der Brust getroffen; sie muß schon matt gewesen sein; die andere nahm ihm ein Stück vom Stiefel mit weg; verletzend war keine. Lassen wir denn die Schlacht bei Idstedt nun ruhen! Wenn sie auch eine verlorene ist, — das Vaterland wird dennoch den Muth und die Ausdauer seiner Söhne nicht verkennen können. Hoffen wir, daß eine zweite Schlacht das Unglück wieder gut machen wird. Das Geschehene ist einmal nicht zu ändern! Ein höherer Wille leitet die Geschicke der Völker; es hat so kommen sollen. Der Muth unserer Armee ist nicht verloren, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird es in den nächsten Tagen wieder etwas geben; möge es uns dann besser gehen! Daß Gott uns und unsere gerechte Sache verlassen hat, das kann ich nicht glauben und Sie auch nicht, also hoffen wir!

Aber nun muß ich die Feder weglegen, — ich kann nicht mehr, der Kopf wird mir wirr, der Rücken thut mir weh von dem Liegen. — Adieu! Viele, viele Grüße an Sie Alle von Ihrem

ES WAR VOR FÜNFZIG JAHREN ...

Vor fünfzig Jahren, anlässlich der 350-Jahr-Feier unseres alten ehrwürdigen Gymnasiums, stand ich als achtzehnjähriger Oberprimaner und neugewählter Präside des Primanerverbandes auf der Rednertribüne in der Neuen Harmonie, um die Begrüßungsrede zu halten. Ich erinnere noch Namen wie den Bischof Dr. Kaftan von Schleswig, den Luftschiffer Dr. Eckener, seinen Bruder, den Kunstmaler, dazu viele prominente Namen, derer ich mich nicht mehr erinnere.

Die Festrede hielt unser alter Mitschüler Jens Jessen, der als Leutnant auf Urlaub war und uns aktiven Primanern diese schwere Aufgabe abnahm. Jens Jessen aus Stoltelund bei Tingleff ist einer der begabtesten Schüler gewesen, die je das Gymnasium besucht haben, er begriff alles bedeutend schneller als wir anderen, war dabei aber keineswegs ein überheblicher Kamerad oder ein Muckerer. Er wurde Ordentlicher Professor der Nationalökonomie an der Berliner Universität. Er war ein Gegner des Dritten Reiches; sein Leben endete nach dem 20. Juli 1944 im Gefängnishofe in Plötzensee, wo er wegen angeblicher Teilnahme an dem Attentat auf Adolf Hitler gehängt wurde. Ich habe oft an das tragische Schicksal dieses faszinierenden Mannes denken müssen, der in seinem Leben noch vieles hätte leisten können.

Von meinen Mitabiturienten lebt nur noch einer, mein alter Freund Tage Jessen, die anderen sind gefallen, bis auf einen, der inzwischen auch schon verstorben ist.

Diese Erinnerungsworte sprach Dr. Mathias Jacobsen, Apenrade, vor seinen Mitschülern aus Anlaß der 400-Jahr-Feier des Alten Gymnasiums in Flensburg Anfang September, zu der viele Ehemalige nach Flensburg gekommen waren.

Die Gelehrten- und Realschule in Flensburg im Zeitalter der nationalen Spannungen 1848—1864

Am 19. Juli 1566 unterzeichnete der dänische König Friedrich II. als Herzog von Schleswig auf seinem Schloß Duburg bei Flensburg eine Urkunde, durch die das heutige Alte Gymnasium Flensburg gegründet wurde. Es entstand weder aus städtischen noch aus staatlichen Mitteln, sondern als Stiftung eines Flensburger Bürgers, den man zu den hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Herzogtums rechnen darf. Es war der Franziskanermönch Lütke Namen, der auch nach der Reformation seinem Glauben treugeblieben und deshalb viele Jahre aus seiner Vaterstadt und seinem Vaterland vertrieben worden war. Als fast Fünfzigjähriger war er auf Wunsch seiner Eltern nach Flensburg zurückgekehrt, nachdem er sich dem König gegenüber verpflichtet hatte, seine Kutte mit dem Bürgergewand zu vertauschen, wozu er sich die Genehmigung seines Ordens hatte geben lassen. Von seinen Eltern hatte er ein bedeutendes Vermögen geerbt, mit dem er als ein „gutes Werk“ eine Bildungsstätte stiftete, von der er hoffte, sie könne zum Ausgangspunkt rekatholisierender Bestrebungen werden. Das geistige Rüstzeug hierzu trug er in einer Bibliothek zusammen, die er der Schule vermachte und die heute zu den wertvollsten Kulturschätzen der Stadt Flensburg gehört.

Daß diese Schule dann gegen den Willen des Stifters auf Beschluß des Rates der Stadt und des königlichen Landesherrn als evangelische Lateinschule ins Leben trat, hat die letzten Jahre des Stifters verdüstert; es hat aber auch dazu beigetragen, daß dieser selbstlose und geistig hervorragende Mensch zwar niemals vergessen, aber jahrhundertlang auch nicht in seiner tragischen Eigenwilligkeit und Bedeutung richtig gewürdigt wurde.

Als Lateinschule erhielt seine Stiftung ihr Gepräge durch den Rektor Paul Sperling, der als Schüler des großen Straßburger Pädagogen Joh. Sturm in seinem Buch „Scholae Flensburgensis Administrate“ die Schulgesetze für zwei Jahrhunderte festlegte. An ihr wirkten als Direktoren die beiden Gelehrten Johannes und Olaus Heinrich Moller.

Aufklärung, Neuhumanismus und moderne Naturwissenschaften haben seit 1797 in immer neuen Reformen Bildungsziel, Lehrplan und Aufbau gewandelt, wobei Ältestes in Treue bewahrt und Neues nach oft leidenschaftlichen Auseinandersetzungen aufgenommen wurde. Darüber hinaus wirkten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die politischen Ereignisse des Landes auf das Leben der Schule ein.

Die heute dreizügig gegliederte Schule will ihr 400jähriges Bestehen Anfang September mit Feiern, Ausstellungen und Aufführungen festlich begehen. Die Einweihung eines großzügig von der Landesregierung errichteten Erweiterungsbauwerks am Nordergraben gibt den Veranstaltungen einen besonders frohen Akzent. Darüber hinaus fühlt die Schule sich verpflichtet, in einer über 200 Seiten starken, reich bebilderten Festschrift einen Rückblick auf ihre bisherige Entwicklung und einen Einblick in ihr heutiges geistiges Leben zu geben. Der folgende Aufsatz ist ein etwas gekürztes Kapitel aus dem geschichtlichen Teil dieser Schrift. Auf Literatur- und Quellenangabe wurde verzichtet. Die Namen der lebenden Heimatforscher, denen sich der Verfasser in Dankbarkeit verpflichtet weiß, sind dort im Vorwort genannt.

*

Fast dreihundert Jahre war Flensburg eine der bedeutendsten Städte des seit 1460 bestehenden dänisch-deutschen Gesamtstaates. Trotz aller Teilungen der Herzogtümer hat Flensburg immer zum königlichen Anteil gehört, und der König in Kopenhagen — zugleich Herzog in Schleswig — hat in allen wichtigen Fragen — auch denen der Lateinschule — seine allerhöchsten gnädigen oder ungnädigen Entscheidungen getroffen. Als eine der wichtigsten Handelsstädte des Königreiches hat Flensburg — an der Hauptverbindungsstraße zwischen Nord und Süd — Glanz und Elend dieses Reiches kennengelernt. Im Berührungs- und Durchdringungsgebiet zweier Kulturen und verschiedener Sprachen — des Plattdeutschen, Hochdeutschen, Plattdänischen und Hochdänischen — liegend, war der deutsche Einfluß im geistigen Leben seit der Reformation im Vordringen; verstärkt wurde er durch häufige Einwanderungen aus dem Westfälischen. Dagegen banden Handel, staatsrechtliche Zugehörigkeit und politische Interessen die Herzogtümer — und besonders natürlich Schleswig — an Dänemark.

*

Von ernsten Gegensätzen zwischen Deutschen und Dänen war noch bis weit in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts nichts zu spüren. Die Bewohner, Deutsche und Dänen, fühlten sich als Glieder des Gesamtstaates und Untertanen des absolut regierenden dänischen Königs und lebten friedlich neben- und miteinander. Als solche hatten sie auch nicht an den deutschen Freiheitskriegen teilgenommen, und ein Nationalbewußtsein entwickelte sich hier noch später als in Deutschland. Die Kontinentalsperre und der kurz darauf folgende Staatsbankrott Dänemarks hatten auch die Wirtschaft der Herzogtümer schwer geschädigt, aber die Treue zum Königshaus nicht erschüttert. Erst als nach dem Wiener Kongreß auch in Dänemark eine reaktionär-absolutistische Regierungsweise die sich entwickelnden liberalen und nationalen Tendenzen zu unterdrücken versuchte, erstarkte in den Herzogtümern unter der Anregung von Dahmann und Lornsen ein Selbstbewußtsein der Schleswig-Holsteiner, das nach

einer freiheitlichen Verfassung für beide Herzogtümer, aber noch keineswegs nach einer Lösung aus dem Gesamtstaat strebte. Auch in Kopenhagen erstarkten die liberalen und nationalen Strömungen. Und aus der nicht unberechtigten Befürchtung, beide Herzogtümer zu verlieren, entwickelten Volksführer in Kopenhagen das eiderdänische Programm — d. h. Einverleibung Schleswigs in Dänemark —, wobei sie in den dänischsprechenden Nordschleswigern ein nationaldänisches Selbstbewußtsein wachriefen. Es gehört zum Wesen des modernen Nationalbewußtseins, daß es Mäßigung und Verständigung für Schwäche und Mangel an Vaterlandsliebe hält, und wenn dann noch, wie in Schleswig-Holstein-Dänemark, historische Rechte und dynastische Spannungen die Gegensätze verschärften, waren blutige Auseinandersetzungen fast unvermeidlich. Sie wurden 1848 ausgelöst durch die Revolutionen in Frankreich und in Deutschland. Die Kämpfe bei Bau und in den nördlichen Straßen Flensburgs, die bei Schleswig, Eckernförde und Idstedt sind die wichtigsten Etappen jenes ersten Kampfes, in dem die Schleswig-Holsteiner unterlagen und die Loslösung der beiden Herzogtümer aus dem Gesamtstaat nicht erreichten, aber doch eine Einverleibung Schleswigs in Dänemark verhindern konnten. Die Verträge von 1851/52 stellten — ausgenommen in der Erbfolgefrage — theoretisch den vorangegangenen Zustand wieder her, und wenn die dänische Regierung jetzt maßvoller und klüger vorgegangen wäre, hätte sich die Bevölkerung vielleicht mit den Zuständen abgefunden. Aber unduldsame Danisierungsmaßnahmen steigerten die nationalen Leidenschaften und Gegensätze. Beamte, Pastoren, Anwälte und Bürgermeister wurden entlassen und durch Reichsdänen ersetzt; von den fünfzig Lehrern an den höheren Schulen des Landes z. B. waren nur noch sechs Schleswig-Holsteiner. Darüber hinaus verließen viele Schleswig-Holsteiner, die sich im Freiheitskampf aktiv betätigt hatten, freiwillig das Land, um Untersuchungen und Schikanen zu entgehen, die von dänischen Beamten im Sinne einer Umerziehung vorgenommen wurden. Besonderen Widerstand erregten die Spracherlasse, die den freien Gebrauch der Muttersprache einschränkten.

*

Die Flensburger Bürger nahmen in diesen Auseinandersetzungen keineswegs eine einheitliche Haltung ein. Drei Gruppen standen sich gegenüber: die beiden kleineren extremen Parteien, die Eiderdänen und die nationalgesinnten Schleswig-Holsteiner, und die starke loyale Mitte, die sich wegen der guten Handelsbeziehungen und zur Erhaltung des Friedens für eine konstitutionelle Verbindung des Herzogtums Schleswig mit dem Königreich einsetzte.

Was über das Leben im Herzogtum gesagt wurde, das gilt auch für die Schule: Es gab 230 Jahre hindurch keine Störungen durch nationale Gegensätze, obwohl in der vorherrschend deutschen Stadt eine bedeutende dänische Minderheit lebte,

von der aber „die mehrsten Dienstboten, Kellerleute, Bewohner der Hohlwege und Seefahrende waren“. Trotz der Zugehörigkeit zum Gesamtstaat war das geistig-kulturelle Leben der Schule ausschließlich deutsch. Die Schulsprache war zunächst lateinisch, später, seit dem 18. Jahrhundert, hochdeutsch; ebenso wurden die Schulreden auf Lateinisch und später auf Deutsch gehalten. Der Einfluß der Reformation, des deutschen Humanismus, der Aufklärung und der Klassik hatten von Süden her in deutscher Sprache das Leben der Schule gestaltet. Man benutzte ausschließlich deutsche Lehrbücher. Von den dreiundzwanzig Rektoren der Schule bis zum Jahre 1851 kamen fünfzehn aus Deutschland, davon sechs aus Holstein, und acht waren Schleswiger, davon fünf aus Flensburg. Keiner stammte aus Dänemark oder dem vorwiegend dänischsprechenden Nordschleswig. Auch von den hundertsechzehn Lehrern dieses Zeitraums war keiner gebürtiger Däne, wohl aber vier Nordschleswiger. Alle übrigen waren Schleswiger — sehr viele aus Flensburg — oder kamen aus Holstein und den anderen zu Deutschland gehörenden Ländern, z. B. aus Hamburg, Hildesheim, Eisleben, Sondershausen, Lemgo und Osnabrück. Sie hatten ausnahmslos auf deutschen Universitäten studiert, was keineswegs ausschloß, daß sie sich später — wie die beiden Moller — mit dem geistigen Leben Kopenhagens verbunden fühlten. Und ebenso wurden Flensburger Lateinschüler in großer Zahl nicht nur Kaufleute in Dänemark, sondern auch Offiziere, Geistliche, Ärzte, Professoren. War der Charakter der Schule deutsch, so lag darin doch kein Gegensatz zum Dänentum.

Der Konflikt entstand erst mit dem Erwachen des Nationalbewußtseins in beiden Völkern. Das erste Anzeichen war sehr bezeichnend: Es ging um das Recht auf Unterricht in der Muttersprache. 1779 schrieb der aus Lügumkloster stammende Kantor Overbek in einem Antrag an den Generalsuperintendenten, „daß in unserer Schule, die doch dem Allernädigsten Monarchen der Dänen unterworfen ist, gleichwohl die dänische Sprache gar nicht gelehrt wird. So sehr dieses jedem dänischen Untertanen fremde dünken könnte, so wenig kann es mir gleichgültig sein, zumalen da ich einen ziemlichen Teil meiner Lebenszeit auf Erlernung dieser so angenehmen Sprache verwandt habe“. Er bat daher um einen höheren Befehl, „künftig sowohl bei dem Unterricht im Christentum als bei den übrigen zu meinem Amt gehörenden Lektionen die dänische und die deutsche Sprache wechselweise zu treiben“. Moller, als gebildeter Humanist und Kenner dänischer Kultur, befürwortete diesen Antrag, „da die dänische Sprache den Predigern, Rechtsgelehrten und Ärzten im Herzogtum Schleswig ... schlechterdings notwendig ist“. Oberkonsistorium und Magistrat lehnten aber entschieden ab; sie meinten, Overbek „habe dem Bürgermeister und Rat eine brennende Lunte in die Nase gesteckt“. Die königliche Entscheidung in dieser Frage suchte einen Mittelweg: Overbek erhielt die Erlaubnis, an den unterrichtsfreien Nachmittagen

Mittwoch und Sonnabend „Unterricht in der dänischen Sprache zu treiben“. Aber Overbek — den Dänen mit Recht einer der treuesten Kämpfer — wurde nicht müde in seinem Streben, der dänischen Sprache „wenigstens zu einem Teil ihres guten Rechtes zu verhelfen“. Im Jahre 1786 erhielt die Sprache der Staatsnation Hausrecht in der Flensburger Lateinschule, freilich noch nicht als Schulfach, sondern als Unterrichtssprache in einer lateinischen Grammatikstunde und in zwei Katechismusstunden.

Das weitere Erstarren des deutschen und des dänischen Nationalgefühls läßt sich an der Vermehrung der Stundenzahl für die beiden Sprachen ablesen. Das Regulativ von 1797 sieht dänischen Unterricht in den beiden unteren Klassen (Gelehrtenschule und Realschule), d. h. also vier Jahre lang, vor; die Wochenstundenzahl wird nicht genannt. In der Schulordnung von 1814 wird das Dänische unter den fremden lebenden Sprachen aufgeführt, wobei freilich zu bedenken ist, daß diese Ordnung für alle vier Gelehrtenschulen Schleswigs gilt und nicht die besonderen Verhältnisse Flensburg berücksichtigt. „In den lebenden Sprachen werden die dänische und französische gelehrt, und es wird der Unterricht in der dänischen Sprache durch alle Klassen fortgesetzt.“ Nach den 1810 bis 1812 erschienenen allgemeinen Spracheskripten soll nach und nach deutscher Gottesdienst, Schulunterricht und Rechtsgang in den Gegenden Schleswigs aufhören, in denen Dänisch Volkssprache ist, und der Gebrauch der dänischen Sprache an die Stelle der deutschen treten. Da die Kenntnis des Dänischen bald auch bei Bewerbungen verlangt wurde, wuchs die Zahl der dänischen Unterrichtsstunden auf Kosten des Italienischen und Englischen. Im Regulativ von 1825 haben Deutsch und Dänisch in allen vier Klassen, d. h. also in der ganzen Schulzeit, fast die gleiche Stundenzahl: Quarta je drei, Tertia je zwei, Sekunda Dänisch eine, Deutsch zwei und Prima je eine.

Damit war für die Flensburger Lateinschule ohne Frage der Bogen überspannt worden, und der erste Widerstand von deutscher Seite wird spürbar in der Antwort des Rektors Wolff vom Jahre 1829 auf eine Mahnung der Regierung, dem dänischen Unterricht „gehörige Aufmerksamkeit“ zu schenken. Er weist Vorwürfe zurück und erklärt, der Unterricht werde nach dem Regulativ vorschriftsmäßig erteilt. Alle Schüler, die zur Akademie gingen, könnten jedes dänische Buch ohne Anstoß lesen und verstehen. „Viele Schüler können Dänisch geläufig sprechen und schreiben. Manche sind in der dänischen Sprache geübter als in der deutschen, und zwar sehr gegen unseren Wunsch, weil es ihnen schwerer wird, teils das Deutsche auch nur grammatisch richtig zu lernen, teils sich des einförmigen singenden Tones, der für ein an Wohlklang und Rhythmus gewöhntes deutsches Ohr so widerlich klingt, zu entäußern.“ Man spürt in der Formulierung das Anwachsen nationaler Leidenschaft.

*

Inzwischen hatten sich die Bürger der Stadt in politisch ausgerichteten Vereinen organisiert, und auch die Schüler wurden in die Auseinandersetzungen der Parteien mit hineingezogen, wie der bewußt deutsch eingestellte spätere Chirurg Esmarch in seinen Jugenderinnerungen berichtet: „Wir Schüler, namentlich während unserer Primanerzeit, wurden von den dänischen Straßenjungen oft verhöhnt, und meist gab es die schönste Keilerei, wobei uns unsere Ziegenhainer (Knotenstock), die wir infolge dieser häufigen Rencontres bei uns führten, sehr gute Dienste taten.“ Um sich als „Schleswig-Holsteiner“ zu zeigen, trugen viele eine blau-weiß-rote Kokarde an der Mütze, was allerdings 1845 vom Polizeimeister der Stadt verboten wurde.

Seit 1843 kündigte sich das drohende Gewitter an: Die Eiderdänen versammelten sich zum ersten Mal auf Skamlingsbanke in Nordschleswig, und die deutschen Schleswig-Holsteiner feierten in Kiel zur Erinnerung an den Vertrag von Verdun (843) das tausendjährige Bestehen des Deutschen Reiches. Das Einladungsprogramm hatte der ehemalige Lateinschüler Prof. Georg Waitz verfaßt. 1846 verschärfte der „Offene Brief“ König Christians VIII. die Gegensätze, wenn er seine Absicht aussprach, die vollständige Anerkennung der Integrität des dänischen Gesamtstaates zuwege zu bringen; und 1848 brach das Gewitter los: Die dänische Regierung erklärte Schleswig für einen Teil des Königreiches, und in Kiel bildete sich die Provisorische Regierung mit dem Programm, sich mit aller Kraft den deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen anzuschließen.

Da beide Seiten eine Verständigung ablehnten, mußten die Waffen entscheiden. Mit der Erhebung, die die Dänen „Aufruhr“ nannten, beginnt der zweite Abschnitt dieses Kapitels. Die Kieler Studenten eilten zu den Fahnen, und auch sechs Primaner der Schule folgten dem Ruf. Nachweislich nahmen vier ehemalige Flensburger Schüler auf schleswig-holsteinischer Seite am Rückzugsgefecht von Bau bis zur Flensburger Neustadt teil. Wahrscheinlich kämpften auch ehemalige Schüler der Schule auf dänischer Seite.

Es folgten stürmische Jahre — mit wechselnder militärischer Besetzung. Nach der Schlacht bei Bau war Flensburg in dänischer Hand; im Norden der Stadt wurde König Friedrich VII. mit vielen Danebroggs begrüßt. Wenige Wochen später drängten bundesdeutsche Truppen die Dänen zurück. Auch preußische Truppen zogen durch die Stadt; und nach dem Waffenstillstand zwischen Dänemark und Preußen wurde die Stadt von schwedischen Truppen besetzt und von einer dreiköpfigen Landesverwaltung regiert: dem Dänen Tillisch, dem Preußen Graf Eulenberg und dem Engländer Hodges.

*

In der Frage über die Zukunft des Herzogtums waren die Flensburger weiterhin in drei Gruppen gespalten; es gab deutsch, dänisch und loyal gesinnte Bürger. Lehrer und Schüler der Gelehrtenschule waren vorwiegend deutsch; allerdings

ging auch hier der Riß mitten durch das Kollegium und die Schülerschaft. Mitte April bat Konrektor Francke um Urlaub und reiste nach Dänemark. Seit siebenundzwanzig Jahren wirkte er an der Schule. In Husum als Sohn des dortigen Rektors geboren, hatte er in Kiel studiert. Er war Mitglied der Altertumsgesellschaft. Politisch fühlte er sich „als treuer Untertan seines Königs“ dem Gesamtstaat verbunden. Vor der drohenden Besetzung Flensburgs durch preußische Truppen zog er die Konsequenzen: er glaubte, nicht mehr an der Gelehrtenschule wirken zu können. Er schrieb aus Seeland, er werde seinen Dienst wieder aufnehmen, wenn „Flensburg von den gegen die dänische Regierung feindlichen Truppen befreit sein“ werde; aber die Provisorische Regierung in Kiel entließ ihn aus dem Amt, und Francke wurde 1849 Pastor auf Seeland. Es folgten weitere Veränderungen im Lehrerkollegium. Rektor Köster, der sich der kritischen Lage in Flensburg nicht mehr gewachsen fühlte, wurde auf seinen Wunsch nach Plön versetzt. An seine Stelle trat Friedrich Lübker. Weitere Veränderungen folgten, so daß von den jetzt acht Lehrern der Schule fünf neue waren.

*

Die bedeutendste Gestalt im Kollegium und einer der hervorragendsten Rektoren der Schule überhaupt war Dr. Friedrich Lübker. Geboren war er 1811 in Husum. Sein Vater und seine Lehrer hatten ihn in den Wissenschaften so weit gefördert, daß er mit sechzehn Jahren das Studium der Theologie und Philologie begonnen hatte. Während seines Studiums beeindruckte ihn das Wirken Uwe Jens Lornsens. Mit vierundzwanzig Jahren wurde er Konrektor der Domschule in Schleswig, und jetzt, er war siebenunddreißig Jahre alt, berief ihn die Regierung zum Rektor in Flensburg.

Diese Wahl war wohlüberlegt: Lübker war seiner Gesinnung nach deutscher Schleswig-Holsteiner. Dänemark war für ihn feindliches Ausland. Er war erfüllt von den nationaldeutschen liberalen Ideen der Zeit, begeistert und voller Tatendrang, für die von ihm als gerecht erkannte Sache zu wirken. Vom deutschen Charakter Schlesiens war er überzeugt und sah das Glück dieses Landes allein im Anschluß an den Deutschen Bund. Darüber hinaus war er ein bedeutender Gelehrter, hervorragender Organisator und ein Mensch, der auf Mitarbeiter und Schüler belebend, anregend, ja anfeuernd zu wirken verstand. Mit ihm erhielten die Schule und die Stadt Flensburg den bedeutendsten Streiter für die deutsche Sache. Seine Stellung gegenüber der dänischen Sprache im Unterricht muß man allerdings als unduldsam und unklug bezeichnen: Sein Schulorganisationsplan, der freilich niemals verwirklicht wurde, sah überhaupt keinen Dänischunterricht mehr für die Gelehrtenschule vor, womit er die Einstellung der Bevölkerung im Norden der Stadt und in Nordschleswig völlig verkannte.

Leider riß ihn sein Eifer zu einer gefährlichen Unbedachtsamkeit fort. Nach einer

Schlägerei zwischen einem Angler Bauern und der schwedischen Polizei machte er sich am Neujahrstag 1850 zu einem der Wortführer empörter deutschgesinnter Bürger. Man verlangte, daß dem Polizeimeister und seinen Polizisten, die bewiesen hätten, daß sie ihre Waffen nur zur „Mißhandlung unschuldiger und wehrloser Bürger zu gebrauchen verstünden“, entlassen würden; sollte das nicht geschehen, „so würde man genötigt sein, sich zu bewaffnen, um sich, seine Familie und sein Eigentum zu beschützen“.

Waren Lübker und seine Mitstreiter unvorsichtig, so war die Gegenmaßnahme der Landesverwaltung übertrieben hart: Die drei führenden Männer, Rektor Lübker, Ölmühlenbesitzer Nane Jürgensen und Dr. Diedrichsen, mußten die Stadt innerhalb von zwölf Stunden verlassen.

Diese Maßnahme steigerte die Leidenschaften, zumal der Waffenstillstand in wenigen Tagen ablief und neue kriegerische Auseinandersetzungen zu erwarten waren. Alle Primaner (bis auf einen) demonstrierten für ihren Rektor, indem sie dem Unterricht fernblieben. Der Magistrat der Stadt und fast alle Eltern der Schule beantragten, „daß der Rektor Dr. Lübker dieser Schule baldigst wiedergegeben werden möge“, und auch das Lehrerkollegium setzte sich mit Entschiedenheit für seinen Rektor ein.

*

Aber die Landesregierung blieb bei ihrer Entscheidung. Inzwischen waren Lübker und Jürgensen auf dem Weg nach Berlin; sie wollten zum preußischen König und ihm von den Zuständen im Herzogtum berichten. Auf ihn setzten sie ihre Hoffnung. Hatte er nicht zu Beginn der Revolution versprochen, die Führung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen und Preußen fortan in Deutschland aufgehen zu lassen? Der liberale Idealist Lübker vertraute diesem Königswort und hoffte, er werde eine Audienz erwirken. An Mut und Tatkraft fehlte es ihm wahrlich nicht.

Und beide Männer hatten zudem auch noch Glück: Ein am Hof angesehener preußischer Offizier hatte während des Feldzuges in Schleswig-Holstein als Verwundeter bei Nane Jürgensen im Quartier gelegen. Dieser, sich der liebevollen Aufnahme und guten Flensburger Kost erinnernd, vermittelte die Verbindung zum preußischen König, und am 23. Januar 1850 kam es zu der für die Lateinschule denkwürdigen Audienz im Charlottenburger Schloß.

Der König begrüßte beide Männer mit den freundlichen Worten: „Na, das ist mir sehr lieb, einmal ein paar Flensburger bei mir zu sehen und zu sprechen. Wie geht es Ihnen denn, meine Herren?“ Darauf trug Lübker in langer Rede seine Beschwerde gegen die Landesverwaltung vor und sprach über die Verhältnisse in „unserem Vaterlande“. Der König hörte „alles ruhig“ an und wandte sich ohne Entgegnung an Nane Jürgensen, der deutlich aussprach, daß Graf Eulenburg, der Vertreter des preußischen Königs in Flensburg, die Flensburger enttäuscht habe; das ganze Land sei geknechtet. „Majestät, wir sind ein ruhiges, besonnenes Volk,

an Ordnung und Arbeitsamkeit gewöhnt. Wahrheit und Gesetze sind uns heilig.“ Die Landesverwaltung stürze aber das Herzogtum in Anarchie. Das Volk vertraue auf den König von Preußen, der dem Lande die Selbständigkeit und Untertrennlichkeit der Herzogtümer versprochen habe. — Auch auf Jürgensens Ausführungen entgegnete der König nur die völlig unverbindliche patriarchalische Ermunterung: „Na, na, halten Sie nur den Kopf oben, ich sage Ihnen, halten Sie den Kopf oben“, und bedankte sich mehrfach für die gute Behandlung preußischer Verwundeter in Flensburg. In allen wesentlichen Fragen verwies er die beiden Bürger an einen Regierungsrat. Der erhaltene Bericht über diese Unterredung sagt nichts über den Eindruck, den Lübker vom König empfangen hatte. Ahnte er hier schon etwas von der reaktionären Gesinnung des Königs, von seiner Verachtung jedes revolutionären Volkswillens? Spätestens mußte ihm das aus der Antwort deutlich werden, die beiden Männern schriftlich zuteil wurde: Ein Schreiben des Königlichen Kabinetts riet ihnen zu Zugeständnissen und zur Unterwerfung, dann könnten sie nach Flensburg zurückkehren.

War Lübkers bisheriges Eintreten für die Sache seiner Heimat schon bewundernswert, so bewies er in seiner Antwort auf diese Zumutung echten Männerstolz vor dem preußischen Fürstenthron: „Die Anteilnahme Eurer Majestät ist zu edel, als daß sie uns raten sollte, die Wahrheit zu verleugnen, eine Schuld zu bekennen, die wir nicht haben, und durch unser Schweigen einen Flecken auf Zustände und Personen zu werfen, die unserer Überzeugung nach kein Vorwurf treffen kann“ ... „Wir wollen nicht durch Zugeständnisse, die unreinen Charakters wären, uns Privatvorteile verschaffen, während das ganze Land in unverrückbarer und fester Haltung in tiefer Sorge gebeugt liegt.“ Wenn die Landesverwaltung so ungerecht Vorgehen dürfe, „dann wollen wir lieber, wie sehr es uns auch schmerzt, uns für längere Zeit von Heim und Tätigkeit verbannt sehen, und wir wollen auch in Zukunft Unrecht und Willkür ertragen, bis der glückliche Tag anbricht, der unserem armen Vaterland Gesetz und Recht, Ruhe und Ordnung zurückbringt.“ Noch hoffte Lübker auf einen Sieg seiner Sache und arbeitete zunächst in Kiel bei der Provisorischen Regierung an einem Unterrichtsplan für die Herzogtümer, aber nach der Niederlage von Istedt verließ er, wie auch Prof. Nitzsch, Schleswig-Holstein. Er übernahm die Leitung einer Schule in Parchim in Mecklenburg; erst 1864 durfte er nach Flensburg zurückkehren.

*

Nach Lübkers Verweisung hatte der Konrektor Schumacher, ein gebürtiger Husumer, stellvertretend die Leitung der Schule übernommen. Die streikenden Primaner kehrten zwar nach drei Wochen zurück, mit ihnen aber auch die politischen Leidenschaften. Am 17. Mai 1850 schrieb der dänisch gesinnte Oberpräsident Lassen an das Schleswigsche Ministerium: „Ich fühle mich verpflichtet, Eurer Exzellenz mitzuteilen, daß der vorherrschende Geist bei den

Schülern ... eine unverantwortliche, böse Richtung nimmt. Bei jeder Gelegenheit legen nämlich diese jungen Personen, sogar in den niederen Klassen, ihre schleswig-holsteinische Gesinnung an den Tag, verhöhnen und belachen, mit einem Einfluß, der ihnen ohnehin eingepflanzt ist, alle dänischen Symbole; sie haben schon mehrmals die Polizei in größte Versuchung gebracht, auf offener Straße mit dem Stock einzuschreiten. Vor gut acht Tagen wurde der Sohn des Navigationslehrers Kapitän Middelboe, der die lateinische Schule besucht, auf offener Straße von seinen Kommilitonen förmlich verhöhnt und mißhandelt, und ich sah von einer polizeilichen Untersuchung ab, weil der stellvertretende Rektor Schumacher die Sache nach eigenem Gutdünken abmachte.“

Schumacher protestierte gegen die Ansicht, daß der Geist der Schüler eine unverantwortliche Richtung genommen habe, in der Schule betrügen sich die Schüler ohne Tadel, was außerhalb der Schule geschehe, entziehe sich ihrer Kenntnis. „Die Schule als solche kann und muß sich vom politischen Leben fernhalten, sich nur um die wissenschaftliche und religiöse Erziehung der Schüler kümmern.“ Dieser Rückzug auf den neutralen Standpunkt war keineswegs Taktik: Schumacher strebte nach Loyalität gegenüber dem dänischen Staat.

*

Mit der militärischen Niederlage Schleswig-Holsteins beginnt die dritte Phase der deutsch-dänischen Auseinandersetzung; die deutschen Schleswig-Holsteiner hatten ihre Hoffnung zu Grabe getragen, und die Zeit der Danisierung setzte ein. An der Schule begann sie mit einer Umorganisation des Lehrerkollegiums und der gesamten Schule. Außer Lübker verließen drei weitere Lehrer die Schule, während die verbleibenden vier in ihrem Amt bestätigt wurden, nachdem sie die Erklärung abgegeben hatten, „daß wir alle vier den dringenden Wunsch haben und einmütig bereit sind, dem uns so teuer gewordenen amtlichen Wirkungskreis nach wie vor die uns von Gott gegebenen Wirkungskräfte zu widmen und demgemäß in aller Treue und als gewissenhafte Männer unsere Ämter zum Segen der uns anvertrauten Jugend einzusetzen“. Schumacher rechtfertigte seine Haltung in einem langen Schreiben mit einem Bekenntnis zum dänischen Staat. „Ich bin infolge meiner Lage durch Geburt und Erziehung, nach meinen durch die Jugend genährten Sympathien, infolge meines Gewissens, das seine Richtschnur im Gottes Wort (Römer 13 und 1. Petrus 2) findet, stets mit Freuden dänischer Staatsbürger gewesen und seit 1828 königlich dänischer Beamter.“

Man würde also die Geschichte zu sehr vereinfachen, wenn man — wie es vielfach geschehen ist — in jedem Lehrer der Lateinschule den nationalen Geist Lübkers lebendig sähe.

*

Zum neuen Rektor der Schule wurde 1851 nicht Schumacher, sondern der Reichsdäne Rasmus Johannes Simesen ernannt, der die letzten acht Jahre

Rektor der Realschule in Helsingør gewesen war. Er hatte an einer polytechnischen Lehranstalt die Fächer Mathematik und Naturwissenschaften studiert. Vier Jahre lang hatte er am Gymnasium in Altona gewirkt und nebenbei Vorlesungen in Mathematik und Physik für Handwerker und Techniker gehalten. Er war ein patriotischer Däne mit vorzüglicher Beherrschung der deutschen Sprache. Daneben galt er mit Recht als ein tüchtiger Wissenschaftler, Schulmann und Organisator. Seine Schulberichte z. B. gehören zu den gründlichsten und übersichtlichsten der gesamten Geschichte der Schule. Auch in Haltung und Charakter wird er selbst von seinen Gegnern als untadelig geschildert. Trotz dieser Voraussetzungen wird man seine Ernennung zum Rektor der Flensburger Gelehrtenschule als ungeschickt bezeichnen müssen. Die Wahl des Reichsdänen, dazu mit den Fächern Mathematik und Naturwissenschaften, bedeuteten einen zu starken Bruch mit der Tradition der deutschen, vorwiegend theologisch-philologisch ausgerichteten Schule. Schon diese Tatsachen mußten Simesens Stellung erschweren. Hinzu kam, daß er seinem Wesen nach der kühle Fachmann war, dem die Gabe fehlte, die Menschen zu gewinnen, ihre Herzen zu erwärmen oder gar zu begeistern. Ein tüchtiger loyaler Schleswig-Holsteiner mit den traditionellen Fächern hätte es leichter gehabt.

Die Kritik der deutschen Bevölkerung an der Zusammensetzung des Lehrerkollegiums wurde weiter verstärkt durch die Tatsache, daß Simesen auch die übrigen Lehrer nach nationalen Gesichtspunkten aussuchte. Während seines Rektorats (1851 bis 1864) hat er im ganzen siebendundzwanzig Lehrkräfte neu herangezogen. Unter ihnen befanden sich ein Altonaer, ein Flensburger, zwei Nordschleswiger und neunzehn aus Dänemark. Von diesen letzteren hat sich der Collaborator O. M. Brasch durch seine vorzüglichen Arbeiten über die Geschichte der Schule bleibende Verdienste erworben. Bei den übrigen ist die Herkunft nicht festzustellen, sie wirkten auch nur kurze Zeit. Eine solche Überfremdung war nicht nur unklug, sie widersprach auch dem von Simesen vertretenen Grundsatz der Gleichberechtigung der Sprachen.

Im Auftrage der dänischen Regierung nahm Simesen eine völlige Neuordnung der Schule vor. Die wesentlichsten Änderungen waren folgende: Erstens verband er mit der Gelehrtenschule eine vollständige Realabteilung. Die Schule erhielt den Namen „Gelehrten- und Realschule zu Flensburg“. Damit trug er dem in der Bürgerschaft seit 1797 immer wieder geäußerten Wunsch nach einer Einrichtung dieser Schulart Rechnung und nahm zugleich die Pläne seiner Vorgänger Koester und Lübker auf, freilich verzichtete er für diesen Schultyp ganz auf die alten Sprachen. Wesentlich auf diese Neuerung ist es zurückzuführen, daß die Schülerzahl von 73 im Jahre 1852 auf 338 im Jahre 1863 anstieg. Viele Flensburger begrüßten diese Umgestaltung. Die zweite Neuerung war nicht so einschneidend: Simesen erhöhte die Wochenstundenzahl im Deutschen und im

Dänischen und stellte beide zahlenmäßig einander völlig gleich.

Entscheidend war die dritte Veränderung: Eine königliche Verordnung setzte fest, daß an der Haderslebener Schule die Unterrichtssprache dänisch sein solle, an der Schleswiger dagegen deutsch; eine Sonderregelung wurde für die Flensburger Schule geschaffen: Hier sollten Deutsch und Dänisch auch als Unterrichtssprachen gleichberechtigt sein, d. h. die Unterrichtssprache wechselte je nach dem Fach. Folgende Regelung wurde eingeführt: In den Fächern Dänisch, Heimatgeschichte, Weltgeschichte, Geometrie, Chemie und Musik wurde der Unterricht in dänischer Sprache erteilt, deutsch dagegen wurde in folgenden Fächern gesprochen: Deutsch, Griechisch, Hebräisch, Arithmetik, Naturgeschichte und Leibesübungen. Gemischt sollte die Sprache sein im Lateinischen, Französischen, Englischen, Physik, Rechnen, Schreiben und Zeichnen. In Religion konnte die Sprache gewählt werden. Simesen hat sich lange und gründlich um eine gerechte Verteilung der Fächer bemüht, was zahlenmäßig auf dem Papier auch gelungen aussah, auch hat er mehrfach auf Elternwünsche Umstellungen vorgenommen, aber ein gerecht Denkender muß zu dem Schluß kommen, daß das ihm gestellte Problem in dieser Zeit und in dieser schematischen Form nicht lösbar war: Die Muttersprache der meisten Schüler war deutsch, während die überwiegende Zahl der Lehrer sich — wenigstens zunächst — nur dänisch ausdrücken konnte. Simesen gibt selbst an, daß von den dreiundsiebzig Schülern zu Beginn seiner Tätigkeit nur vierzehn Dänisch als Muttersprache hätten, elf Dänisch verstünden, sich darin aber nicht auszudrücken vermöchten, und sechsunddreißig, also die Hälfte, erst mit dem Dänischen wie mit einer Fremdsprache den Anfang machen mußten. Schon die vom nationalen Gesichtspunkt ungleiche Zusammensetzung der Lehrerschaft mußte als ungerechtfertigt empfunden werden. Darüber hinaus wurde immer deutlicher, daß alle Maßnahmen nicht das moderne Ziel heutiger zweisprachiger Schulen erstrebten, nämlich Menschen in zwei Kulturkreisen heimisch werden zu lassen, sondern daß damals eine Danisierung, d. h. eine Zurückdrängung der deutschen Sprache, das verborgene Ziel aller Bemühungen war. Ja, es ging eine böse Äußerung um, die Regenburg, dem Leiter des Kirchen- und Schulwesens, zugeschrieben wurde, daß zwar durch diese Maßnahmen eine Generation in Mittelschleswig zugrunde gerichtet werde, das Wohl des Staates dieses aber verlange. Als die Schüler 1859 Klassenmützen nach dem Vorbild der Kieler und Rendsburger Schulen einführen wollten, wurde ihnen das verweigert; auch durfte die Schule 1859 nicht mit dem übrigen Deutschland das Schillerjahr festlich begehen, und 1861 wurden sogar drei Schüler ins Gefängnis geworfen, weil sie nach Mitternacht in einer Kneipe das Dänentum abgelehnt hatten. Auch der beste Kenner dieser Verhältnisse auf dänischer Seite kommt zu dem Schluß: „Man muß sagen, daß, wenn immer von Parität geredet wurde, es in Wahrheit nur eine

formale Parität in der Stundenzahl war.“

So kam es zu immer neuen Eingaben und Beschwerden, ja selbst loyal Gesinnte schlossen sich ihnen an. In einer Eingabe an den Magistrat wird 1853 über die Gelehrtenschule verlangt: „Selbstverständlich wird im Bereich ihres Sprachunterrichts auch vorzugsweise Dänisch liegen, als eine liebe, nützliche, nahverwandte Sprache, aber meine Muttersprache wünsche ich vollständig bei meinen Kindern konserviert zu sehen, und ich bin überzeugt, daß fast alle meine Mitbürger darin mit mir übereinstimmen.“ Es wird gebeten, daß in der höheren Schule „wieder in deutscher Sprache doziert“ werde, „den billigen Anforderungen des dänisch redenden Teils unserer Mitbürger für den dänischen Unterricht aber durch anderweitige Schuleinrichtungen auf genügende Weise entsprochen werde“.

Die Maßnahmen Simesens standen in offenbarem Gegensatz zu den Wünschen der Bürger und dem königlichen Sprachreskript. Der Magistrat der Stadt, der jetzt eine dänische Mehrheit hatte, verteidigte die Neuordnung; die deutsche Minderheit aber forderte, daß eine „wesentliche Änderung des Lehrplanes der hiesigen Gelehrten- und Realschule in bezug auf die Unterrichtssprache, wie solche den sprachlichen Verhältnissen der Stadt und den Wünschen der Bürger entspreche, angeordnet werde.“ Achtzehn deputierte Bürger der Ständeversammlung reichten sogar eine Beschwerde an den Minister ein, die aber zur Folge hatte, daß die betreffenden Bürger mit einer Geldstrafe belegt wurden, da sie die „Bestimmungen über den Gebrauch des gestempelten Papieres“ nicht beachtet hatten. Und ebenso klagte 1860 der dänischgesinnte Ratsverwandte P. E. Petersen, „daß die große schöne Schule, die erste Schule des Landes, die hiesige Realschule, mehr dänischen Unterricht gibt, als gesetzlich vorgeschrieben ist ... Zu der Anschauung, daß das Wohl des Gesamtstaates erfordere, daß die dänische Sprache bei uns eingeführt und eingepflegt werde, kann ich mich niemals erheben. Im Gegenteil! Wir waren gute Dänen mit unseren deutschen Zungen, das haben wir 1848 wahrhaft bewiesen! Aber wenn man uns nicht mehr als Dänen anerkennen will mit unserer deutschen Sprache — gut — dann sind wir es nicht! Leben und Besitz kann ein edles Volk für das Vaterland opfern — Religion und Muttersprache niemals! — Es ist traurig, daß man auf diese unglückselige Idee, die Danisierung des Herzogtums, gekommen ist“.

Zu den positiven Neuerungen dagegen gehörten folgende: Mit der wachsenden Schülerzahl wurde auch die der Lehrer freigebig vermehrt, Bibliothek und naturwissenschaftliche Sammlungen erhielten namhafte Zuwendungen, und der Schule, die bisher mit Sexta begann, wurden zum ersten Mal in ihrer Geschichte Vorbereitungsklassen angefügt. Die Schulzeit von Sexta bis Prima, die bis 1848 normalerweise acht Jahre gedauert hatte, betrug jetzt neun Jahre: Sexta, Quinta und Quarta je ein Jahr, Tertia, Sekunda und Prima je zwei Jahre.

Eine bedeutende Leistung dieser Zeit darf nicht übergangen werden: Die Schule erhielt ein neues Gebäude, das dritte im Laufe ihrer Geschichte. Die Schülerzahl war ständig im Ansteigen, und auch die alten Räume genügten modernen Anforderungen nicht mehr. Der König stellte zwar großzügig eine beträchtliche Summe zur Verfügung, aber zu einem vollständigen Neubau konnte man sich nicht entschließen. Die ältesten Teile der Anlage wurden zur Turnhalle und darüberliegender Aula umgebaut, und der 1845 errichtete Anbau nach Westen nahm Treppe und Gesangssaal, bisher „Solemnitätssaal“, auf. Parallel zu diesem Umbau errichtete der Baumeister Winstrup im Süden einen Neubau in neoromanischem Stil und verband ihn mit dem Altbau durch eine Pfeilerhalle. Die gesamte Anlage wurde damals sehr gerühmt, und der dänische König meinte, sie sei mehr ein Schloß als eine Schule. Heute stehen die Reste, nachdem das Stadtarchiv ausgezogen ist, als für den baldigen Abbruch bestimmte Ruine da.

*

Das Ende dieser Epoche kam früher, als damals jemand ahnte. Ende 1863 starb König Friedrich VII. auf Schloß Glücksburg. Ihm folgte der „Protokollprinz“ Christian IX., der die Einverleibung Schlesiens verfügte. 1864 kam es zum Krieg, in dem die Österreicher zunächst am 6. Februar bei Oeversee siegten und Flensburg besetzten. Am Tage darauf wehte vom Dach der Schule die schleswig-holsteinische Flagge, und das Gebäude wurde wieder Lazarett. Am 29. Februar entließ die Zivilverwaltung alle Lehrer bis auf fünf, von denen Schumacher und Ditmann schon vor 1848 in Flensburg tätig gewesen waren. Inzwischen war Lübker nach Flensburg zurückgekehrt und erhielt den Auftrag, die Leitung der Schule wieder zu übernehmen und alle Gelehrtenschulen des Landes neu zu ordnen.

Auf diesen Augenblick hatte er vierzehn Jahre gewartet. Ein neuer Abschnitt im Leben des Alten Gymnasiums in Flensburg begann.

Vor 100 Jahren von Kaiser Napoleon III. lanciert — 1879 offiziell aufgehoben —
1918 aus der Versenkung wieder aufgetaucht

HARBOE KARDEL

Der Paragraph 5 des Prager Friedens 1866

Mehrere Aktenpublikationen haben sich sowohl auf deutscher wie auf dänischer Seite mit dem § 5 beschäftigt. Es gehörte zum Lebenswerk des Nestors der dänischen Geschichtsschreibung, des Professors Aage Friis, daß er Briefe und Aktenstücke aus den Jahren 1864 bis 1879 herausgab. Auf deutscher Seite haben die Gruppe W. Platzhoff, K. Rheindorf und J. Tiedje sowie Professor Otto Scheel, Dr. Fritz Hähnsen und Professor Scharff sich ausführlich mit der Geschichte des Paragraphen 5 beschäftigt.

Der Paragraph 5 ist aufs engste mit dem schicksalhaften Ablauf der Ereignisse im Schleswigschen Raum verknüpft. Mit ihm tauchte zum ersten Mal die Frage auf, was unter „Nordschleswig“ zu verstehen sei. Die Nordgrenze war die Königsau. Aber wie weit reichte es nach Süden? Zum ersten Mal wurde man auch mit den Problemen des Minderheitenrechts konfrontiert, die heute mit dem Selbstbestimmungsrecht ein natürliches Glied des modernen Staatsrechts sind.

Der berühmteste Paragraph der schleswig-holsteinischen Geschichte war ein Teil des am 23. August 1866 zwischen Preußen und Österreich in Prag abgeschlossenen Friedens. Der Waffengang zwischen den beiden Kontrahenten hatte nur ein paar Tage gedauert, aber die Folgen auf der politischen Bühne waren tiefgreifend. Österreich schied aus Deutschland aus, und Preußen vergrößerte sein Gebiet um mehrere Provinzen, zu denen auch Schleswig-Holstein gehörte, das nun von der Elbe bis zur Königsau in den preußischen Staatsverband eingegliedert wurde. Die „Augustenburger“, die auf ein selbständiges Bundesland gehofft hatten, fanden sich resignierend in die Rolle der „Muß-Preußen“. Voller Hoffnung waren dagegen die dänischen Nordschleswiger, denen im Paragraphen 5 des Prager Friedens ein Abstimmungsversprechen gegeben war.

Im einzelnen bestimmte dieser Paragraph, „daß die Bevölkerung der nördlichsten Distrikte von Schleswig, wenn sie durch eine freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen“. Damit hatte der Teilungsgedanke, nachdem er schon vorher

(1832, 1848 und 1863) von deutscher Seite in die Debatte geworfen war, offiziell seinen Einzug in die europäische Politik gehalten, dank einem Eingreifen des Kaisers Napoleon III., dem es nicht so sehr auf die Idee des Selbstbestimmungsrechts als vielmehr darauf ankam, Preußen bei all seinen Erfolgen einen Stein in den Weg zu legen.

Im preußischen Hauptquartier war es vor der Formulierung des Paragraphen zu inneren Kämpfen gekommen. Nicht nur Bismarcks Grundsatz, Österreich zu schonen, auch Napoleons Einmischungsversuche führten dazu, daß, wie General Roon in seinem Tagebuch schreibt, „die maßgebenden Nervensysteme derartig überreizt waren, daß es bald hier, bald dort lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herbeieilen muß“.

Bismarck wünschte eine territoriale Abgrenzung des Abstimmungsgebiets. Er schlug vor, daß im Vertrag ausdrücklich nur die „nördlich von Alsen gelegenen Landstriche“ genannt würden, doch blieb es in der endgültigen Fassung bei dem verschwommenen Ausdruck der „nördlichen Distrikte Schleswigs“, unter denen weite Kreise nur den Kreis Hadersleben verstanden. Sogar Frankreich hätte sich wohl mit der Abtretung dieses Kreises zufriedengegeben. Bismarck kam es vor allem auf einen schnellen Abschluß an. Er war durchaus zu Zugeständnissen bereit, um andere Forderungen Frankreichs zurückweisen zu können. „Ich durfte“, äußerte er, „den Bogen nicht zu straff spannen, um nicht durch Verwerfung von Einzelheiten die Gesamtheit des Errungenen wieder in Frage zu stellen.“

Auf schleswig-holsteinischer Seite hegte man schwere Besorgnisse. In Flensburg fand eine Adresse viele Unterschriften, in der der geglückte Friedensschluß begrüßt wurde, aber danach hieß es: „Doch ein schmerzliches Gefühl mischt sich in den Jubel.“ Andere Adressen, in denen die Beunruhigung über eine mögliche Abtretung nordschleswigschen Gebiets zum Ausdruck kam, fanden aus Hadersleben, Christiansfeld, Rödding, Skrave, Stamp, Wittstedt, Halk, Hammeleff, Aggerschau, Toftlund, Schottburg, Lügumkloster, Brede und Emmerleff ihren Weg nach Berlin.

Die Volksstimmung in Deutschland war unter dem Eindruck des schnellen Sieges eindeutig gegen den Paragraphen 5. Bismarck wußte das, ließ aber keinen Zweifel darüber, daß er die eingegangene Verpflichtung erfüllen würde, wenn auch die vage Fassung des Paragraphen „eine gewisse Latitüde in der Ausführung“ rechtfertige. In einer Landtagssitzung im Dezember 1866 präzierte er seinen Standpunkt mit folgenden Worten: „Ich bin stets der Meinung gewesen, daß eine Bevölkerung, die in zweifellos und dauernd manifestiertem Willen nicht deutsch sein will, die einem unmittelbar angrenzenden Nachbarstaat angehören will, keine Stärkung der Macht bildet, von welcher sie sich zu trennen bestrebt ist.“

Im Mai 1867 unternahm er die ersten Schritte, die auf eine Ausführung hinzielten. Es zeigte sich bald, daß starke Gegensätze vorhanden waren. Weder über die von

Bismarck verlangten Garantien für einen Schutz der deutschen Minderheit noch über den Umfang des Abstimmungsgebiets konnte man sich einigen. Während Bismarck die Grenze etwa von der Gennet Bucht nach Westen ziehen wollte, gingen die dänischen Wünsche mindestens bis Flensburg. Bismarck war bereit, den im preußischen Staatsgebiet lebenden Dänischgesinnten den gleichen Schutz zuzusichern, den er für die deutsche Minderheit forderte. Aber Dänemark betonte, daß die in der Verfassung enthaltenen liberalen Bestimmungen genügten, um der deutschen Minderheit ein Eigenleben zu ermöglichen.

Schon im März 1868 konnten die Verhandlungen als gescheitert betrachtet werden, und Bismarck richtete nun sein Augenmerk darauf, durch Verhandlungen mit Österreich eine Aufhebung des störenden Paragraphen zu erreichen. Es kam ihm dabei zustatten, daß Österreich ein erklärter Gegner des Nationalitätenprinzips war. Auch als der dänische Abgeordnete im Deutschen Reichstag, H. A. Krüger, am 21. Juni 1873 an einem der parlamentarischen Bierabende teilnahm, trat Bismarck offiziell anderslautenden Darstellungen der dänischen Presse entgegen. Danach wollte Bismarck im Gespräch mit H. A. Krüger gesagt haben: „Es tut mir leid, daß ich Ihnen keine tröstliche Nachricht mit nach Hause geben kann. Ich sage Ihnen offen und ehrlich, daß keine Aussicht besteht, daß die Angelegenheit nach Ihren Wünschen geordnet werden kann. Hinter mir stehen 41 Millionen, auf deren Wunsch ich Rücksicht nehmen muß.“

Dreizehn Jahre nach dem Abschluß des Prager Friedens ließ Bismarck die Bombe platzen: Im Februar 1879 veröffentlichten Berlin und Wien gleichzeitig, daß der Paragraph 5 durch einen preußisch-österreichischen Vertrag, der schon im April 1878 abgeschlossen war, aufgehoben sei. Bismarck hatte diesen Zeitpunkt gewählt, um einen Gegenschlag zu führen gegen Taktlosigkeiten, die sich die dänische Presse anlässlich der Vermählung des mit Preußen verfeindeten Welfen-Herzogs Ernst August von Cumberland mit der dänischen Königstochter Thyra erlaubt hatte. Die Veröffentlichung machte in Kopenhagen einen tiefen Eindruck, zumal Deutschland nach den Zwischenfällen bei der welfisch-dänischen Fürstenhochzeit seinen Gesandten abberief.

Die dänische Politik stellte sich nun in den nächsten Jahren darauf ein, daß die 1864 getroffene Grenzziehung in vollem Umfang akzeptiert werden müßte. Anders in Nordschleswig! Der Paragraph 5 lebte in den dänischen Reihen weiter als ein lebendiger Begriff, als ein moralisches Recht, auf das man nicht verzichten wollte. Es war nur ein kleines Zeichen der Stimmung, daß ein idyllischer Krug am Hadersiebener Damm sich als „Paragraph 5“ präsentierte.

Ob die Nichterfüllung und die Aufhebung des Paragraphen 5 politisch klug war, darf man bezweifeln. Der dänischen Seite wurde viel Agitationsmaterial in die Hände gespielt, das aber vielleicht auch dann wirksam geworden wäre, wenn die von Bismarck erstrebte kleine Lösung verwirklicht worden wäre. Die Schuldfrage

in dieser Sache aufzuwerfen, die so lange der „Seufzer Europas“ gewesen ist, ist müßig. Auf beiden Seiten marschierte man mit gebundener Marschroute — aneinander vorbei.

Auf die Protestpolitik der ersten Jahre war nach der Aufhebung des Paragraphen 5 auf dänischer Seite die Verhandlungspolitik gefolgt, und es fiel in das Los des geschicktesten Unterhändlers, des Reichstagsabgeordneten Hans Peter Hanssen, im Oktober 1918, als das deutsche Volk nach ungeheuren Opfern am Boden lag, den Paragraphen 5 wieder in die Erinnerung zu rufen. Nun erklang im Deutschen Reichstag der Wortlaut des Paragraphen 5, der Hans Peter Hanssen stets gegenwärtig gewesen war, den er aber bisher nur still im Herzen bewahrt hatte. Die deutsche Antwort war juristisch. Dr. Solf, damals Außenminister, erwiderte, daß aus dem Paragraphen 5 kein formelles Recht zu einer Abstimmung abgeleitet werden könne, wohl aber aus den 14 Punkten Wilsons.

Klaus Groth und Dänemark

In Deutschland spricht man deutsch, aber das Hochdeutsch, das wir Dänen in der Schule lernen können, haben auch viele Deutsche erst in der Schule wie eine Fremdsprache gelernt. Ganz Norddeutschland — oder Niederdeutschland — hat als Muttersprache Niederdeutsch oder Plattdeutsch, wie ihr volkstümlicher Name ist, und es liegt überhaupt nichts Herabsetzendes in dieser Bezeichnung.

Niederdeutsche wie Dänen fühlen, daß Plattdeutsch und Dänisch einander ähneln; und beide Sprachen haben tatsächlich vieles gemeinsam, besonders in den Sprachlauten. Wo das Hochdeutsche Doppellaute hat — ei, au, eu, wie in: mein, Haus, deutsch — haben das Plattdeutsche und das Dänische die alten Einlaute i, u, y (ü) wie in: min — min., Hus — hus, dütsch — tysk. Keine der beiden Sprachen hat an der hochdeutschen Lautverschiebung teilgenommen; deshalb haben sowohl Plattdeutsch wie Dänisch p, t, d in den Wörtern Pahl — pæl, Tid — tid, Dör — dør, wo Hochdeutsch pf, z und t hat, wie in Pfahl, Zeit, Tür. Wie im Dänischen fehlt auch im Plattdeutschen das stimmhafte s, und das Plattdeutsche hat wie das Dänische den a-Laut.

Eine genauere Untersuchung der Wortbeugungen, des Satzbaus und Wortvorrats wird indessen zeigen, daß Plattdeutsch wirklich eine deutsche Sprache ist und daß es dem Englischen, dem Friesischen und dem Hochdeutschen enger verwandt ist als dem Dänischen und den anderen nordischen Sprachen.

Plattdeutsch ist eine starke, biegsame und sehr ausdrucksvolle Sprache. Das ganze Mittelalter hindurch war es Schriftsprache: nicht nur für eine beachtenswerte Dichtung, sondern auch für die Verwaltung in ganz Norddeutschland und für Handel und Wandel in den großen niederdeutschen Handelsstädten. Die Handelsmacht der Hanse in Dänemark gab dem Plattdeutschen einen sehr starken Einfluß auf die dänische Hochsprache („rigsdansk“), weniger auf die Mundarten, auffallend wenig auf die dänischen Mundarten im Schleswigschen („sønderjysk“). Mit der Macht der holsteinischen Grafen wurde Plattdeutsch Verwaltungssprache in Sønderjylland — oder dem Herzogtum Schleswig —, aber als Volkssprache hat es erst im Laufe von siebenhundert Jahren die schleswigsch-dänischen Mundarten bis gegen die heutige Staatsgrenze verdrängen können.

Das Plattdeutsche selbst mußte aus der Literatur und der Verwaltung weichen und verschwand schließlich auch aus der Kirche, wo es sich doch noch an die hundert

Jahre nach der Reformation halten konnte. Die Entwicklung war schon vor Luther im Gange, aber sein gewaltiges Schriftwerk, nicht zumindest seine hochdeutsche Bibelübersetzung, verbreitete im gesamten deutschen Sprachbereich die Kenntnis einer gemeinsamen deutschen Kultursprache, deren Grundlage schon in der thüringisch-sächsischen Kanzlei als allgemeine deutsche Diplomatensprache geschaffen worden war.

Plattdeutsch blieb nunmehr nur die tägliche Umgangssprache des einfachen Mannes. Der letzte große plattdeutsche Dichter, *Johannes Lauremberg*, lebte als Professor der Mathematik an der Ritterlichen Akademie zu Sorø auf Seeland im Dienste Seiner Majestät König Christians IV. Der erste große plattdeutsche Dichter in der Neuzeit, *Klaus Groth*, wurde in Dithmarschen im Jahre 1819 geboren, zur Zeit König Friedrichs VI. und mit dänischem Staatsbürgerrecht. Vor einiger Zeit hat man eine schöne achtbändige Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke“ im Christian Wolff Verlag, Flensburg, abgeschlossen. Das gibt uns die Gelegenheit, die Hauptzüge seines Verhältnisses zu Dänemark aufzuzeigen.

Zu Klaus Groths Zeit lebten im dänischen Staate zwei Sprachkulturen: die dänische und die deutsche, und die reichlichen Reisegelder des Staates für Künstler wurden sowohl seinen deutschen wie seinen dänischen Bürgern zuteil. Es ist deshalb nicht ungewöhnlich, daß auch Klaus Groth vom König Friedrich VII. Reisegeld zugeteilt bekam — und sogar für eine zweijährige Reise —, aber es ist bemerkenswert früh, daß er diese Stipendien schon 1853 und 1855 bekam. War doch sein Hauptwerk, die Gedichtsammlung „Quickborn“, in seiner ersten Gestalt erst 1852 erschienen, und die endgültige Ausgabe, die siebente, wurde erst 1857 vollendet. Schon 1858 schenkte Friedrich VII. dem Dichter einen lebenslänglichen Dichterlohn von sechshundert Talern jährlich, ohne jegliche Verpflichtung, abgesehen davon, daß er innerhalb des dänischen Staatsgebietes seinen festen Wohnsitz haben sollte — und das war für den heimatanhänglichen Groth eine freundliche Pflicht. Der König verlieh ihm auch das Ritterkreuz des Dannebrogordens.

1863 jedoch huldigte Klaus Groth dem Augustenburger, was wir Dänen ihm nicht verübeln wollen. Die Herausgeber heben die freundliche Gesinnung Groths Dänemark gegenüber hervor — und mit Recht. Einen Ausdruck dafür kann man in der lustigen plattdeutschen Erzählung von einer Segelfahrt mit einem Besuch auf der Insel Fænø im Kleinen Belt finden. Die Erzählung handelt von einem sprachlichen Mißverständnis, und es wird nicht geklärt, ob dieses Mißverständnis auf dänische Höflichkeit oder deutschen Unverstand zurückzuführen ist.*

Gerade dieses schöne Verhältnis zwischen Dänemark und Groth, das auch in dänischen Übersetzungen seiner Werke — nicht nur vor, sondern sogar kurz nach 1864 — zum Ausdruck kommt, hätte man unterstreichen sollen in der sonst so vorzüglichen Bildbiographie, die als achter Band die Ausgabe abschließt. Man

hätte ein Bild von König Friedrich VII. als Ausdruck für die anerkennende Haltung des dänischen Staates Groth gegenüber bringen sollen. Über diese Haltung kann man wohl Bemerkungen hier und da in den acht Bänden finden, aber sie kommt in der kurzen Übersicht über Groths Leben nicht klar heraus. Überhaupt vermißt man in der Ausgabe eine richtige Lebensbeschreibung des Dichters. An Stelle des Bildes des Königs bringt man ein Bild des Feldmarschalls von Gablenz, der nichts anderes mit Groth zu tun hatte, als dessen Ernennung zum Professor an der Universität Kiel zu unterschreiben. Die Österreicher verschwanden im Jahre danach aus Holstein — und Groth hatte mit ihnen nichts mehr zu tun. Dagegen müssen sehr wichtige Seiten seines Lebens aus dem Zusammenhang des dänischen Gesamtstaates gesehen werden, und Gablenz vollendete nur, was Friedrich VII. angefangen — und *gut* angefangen — hatte. Bereits 1859 war Groth in Audienz beim dänischen König gewesen, um sich für eine Professur in Erinnerung zu bringen. Die Philosophische Fakultät der Universität Kiel lehnte es aber ab, daß er 1860 die Professur bekam, die der Freund Müllenhoff, Philologe und Volkskundler, gehabt hatte. So hat der König keine Schuld an dieser vereitelten Hoffnung.

Die Groth-Gesamtausgabe scheint eher zur Freude für den sehr großen Kreis von Lesern und Liebhabern des Dichters als zum wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt zu sein, obwohl sie wissenschaftlich wohlfundiert ist. Dies kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß man die Ausgabe mit einem Band „Quickborn-Lieder“ eingeleitet hat — denn Groth wird vielleicht mehr gesungen als gelesen — und in der abschließenden Bildbiographie. In ihr gibt es auch ein Bild von Dr. *Friedrich Pauly*, der in einem Brief Klaus Groths 1899 zum ersten Mal in diesem Zusammenhang genannt wird. Pauly hat diese Ausgabe geplant und ihren ersten Band herausgegeben. Er war Dithmarscher wie Groth selbst und in unserer Zeit einer der besten Kenner plattdeutscher Literatur. Pauly — Nachfahr von J. P. Höpp, König Friedrichs VI. vertrautem Staatsmann — war bis zu seinem Tode 1954 aus Prinzip Anhänger des alten dänischen Gesamtstaates. Es ist schön, ihn hier wiederzufinden, denn ich habe ihn gekannt, ihn in seiner Wohnung besucht und ab und zu ein abendliches Glas mit ihm getrunken, in seinem sehr einfachen Stammwirthshaus „Torhalle“ in Schleswig, wo der Regierungsdirektor allabendlich sich einen Grog genehmigte.

Aber der Gesamtstaat lebt auch in den ersten Bildern, denn Groth wurde auf dem Lehrerseminar in Tondern ausgebildet, und Liebhaber der Geschichte dieser eigenartigen Stadt sollten sich diese Bildbiographie merken, die Auszüge aus den ungedruckten Erinnerungen des Freundes und Klassenkameraden Christian Mirow aus den Jahren 1838 bis 1841 enthält. Sie finden dort auch Bemerkungen über die Lehrer, deren Bilder ebenfalls gebracht werden. Der Band bringt auch Bilder von der schleswigschen Insel Fehmarn, wo Groth den „Quickborn“ in

Sehnsucht nach der Kindheit in Dithmarschen dichtete.

Dagegen ist es nicht notwendig, *Hans Christian Andersens* Verhältnis zu Groth im Zusammenhang mit dem Gesamtstaat zu sehen, denn dieser dänische und doch so kosmopolitische Dichter kam ja überall an, und es fiel ihm leicht, Verbindungen zu knüpfen, und vieles und manches bei Groth mußte ihn ansprechen, nicht zum mindesten seine Volkstümlichkeit. Hans Christian Andersens Bildnis — die geistreiche Hanfstaengl-Photographie — ist der dänische Beitrag zur Bildbiographie mit einem beigefügten Brief von Dichter zu Dichter: „Diesen Brief schreibe ich in meiner Muttersprache. Es fällt mir am natürlichsten, und Sie verstehen es!“ schreibt Andersen. Das Verhältnis wurde kühler — sicherlich wegen 1864, und wahrscheinlich war Andersen der Ablehnende. Groth erzählt schmunzelnd, daß Andersen unschuldig wie ein Kind war, als er deutschen Freunden erzählte, daß er der größte Dichter seiner Zeit ist. (Darin hatte er nicht ganz unrecht!) Jenny Lind, Andersens unglückliche Liebe, gehörte den Lebenskreisen beider Dichter an.

Es zeugt von Groths großzügigem Gemüt, daß er mit Achtung über B. S. Ingemanns historische Romane spricht, die doch so dänisch-national wie möglich sind, und in Ingemanns „Landsbybørnene“ kann man das boshafte Sprichwort von den Geschichtsstudien des Teufels an der Universität Kiel finden. Auf der anderen Seite geht es aus Briefen im Briefband der Ausgabe hervor, daß Ingemann sich um Übersetzer und Verleger für die dänische Übersetzung des „Quickborn“ bemühte. Von *Oehlenschläger* weiß Groth zu berichten, daß der große dänische Dichter seine Werke selbst ins Deutsche übersetzte, und bei dieser Arbeit bat er *Dahlmann*, der damals in Kopenhagen arbeitete, um Rat. Wenn, meinte Oehlenschläger, das dänische Wort „nabo“ auf deutsch „Nachbar“ heißt, dann müßte „genbo“ (d. i. der Nachbar gegenüber) mit „Gegenbauer“ oder „Gegenbar“ übersetzt werden. Dahlmann, der Deutsche, hatte die größte Mühe, um den dänischen Dichter von diesem Mißverständnis abzubringen. (Goethe fand natürlich ähnliche Danismen bei Oehlenschläger, aber er erkannte völlig die sprachliche Kraft und Schönheit des dänischen Dichters an, auch wenn dieser sich des Deutschen bediente).

In der neueren Zeit ist das beste Buch über Groths Sprache von einem dänischen Sprachforscher geschrieben worden: Professor Dr. phil. *Peter Jørgensen* an der Universität Kopenhagen, einem Sitz der Wissenschaft, der mit der Universität Lund in Schonen um die führende Stellung in der Forschung des Plattdeutschen wetteifert.

*

Heute ist der größte Mundartendichter im alten Herzogtum Schleswig und im ganzen dänischen Sprachbereich der Alsinger Martin N. Hansen. Er hat wiederholt Klaus Groth übersetzt. Mundartendichter finden nämlich zusammen. Die Sphären

ihrer Dichtung sind die gleichen. Es ist kein Wunder, daß Groth den Schotten Robert Burns ins Plattdeutsche übersetzte und daß der Nordjüte Jeppe Aakjær ihn in seine Fjendsherred-Mundart umpflanzte, oder daß Martin N. Hansen ihn in die feinmelodische Sprache der lieblichen sønderjysken Insel Alsen übertrug. Hinzu kommt, daß Plattdeutsch und Sønderjysk-Dänisch etwas gemeinsam haben, nicht Verwandtschaft im Sinne der Sprachwissenschaft, sondern in der Tonart und in der Sprachweise, einen vertraulichen Ton und ein gemütliches Plaudern. Auf der anderen Seite sind Schotten, Holsteiner und Schleswiger sehr ungleich, und man spürt es, wenn so verschiedene Völker wie Dithmarscher und Alsinger zusammengestellt werden wie in Martin N. Hansens Groth-Übersetzungen. Martin N. Hansen drückt es so aus:

„Man sagt, daß die Dichter ihre Kerzen beieinander anzünden. Ich habe versucht, ein paar Gedichte von Robert Burns und eins von Klaus Groth zu übertragen. Es ist schwieriger, als ich mir es vorstellte, und die Haltung und der Stolz, die dem schottischen Hochlandswolk eigen sein müssen, habe ich bei dem einfachen Alsen-Volk nicht wiederfinden können. Dafür hoffe ich, daß die Innerlichkeit der Gedichte einigermmaßen erhalten geblieben ist. Hat Klaus Groth dem dithmarsischen Volksgemüt Ausdruck gegeben, dann haben wir in Sønderjylland zwanzig bis dreißig Meilen weiter nordwärts nicht ganz so leicht zu den Tränen, und in seinem Grabe muß er mir meine ein wenig freie Nachdichtung vergeben“ (Lad voss syng om Mari, 1945, Seite 77—78).

Das wird Klaus Groth sicher getan haben, denn Nachdichtung ist hier die einzige Möglichkeit, und Groth hat Ähnliches getan. Sonst müssen die Sachwalter von Groths Dichtung vergleichen und urteilen:

Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,
 Do weer de Welt so grot!
 Wi seten op den Steen, Jehann
 Weest noch? bi Nawers Sot.
 An Heben seil de stille Maan,
 Wi segen, wa he leep.
 Un snacken, wa de Himmel hoch
 Un wa de Sot wul deep.

Klaus Groth »Quickborn«

Min Modersprak, wa klingst du schön!
 Wa büst du mi vertrut!

Do hovser vel eno, Johan,
 hvor tit vi sad og fjæld
 woss o den stuer Stien, Johan
 hen ved e Nabos Kæeld.
 E Mån var klar, e Verd'n så vid,
 dæ styrre ingen Støj,
 e Kæeld den var så gysle dyf,
 e Himmel, åh så høj.

Martin A. Hansen »Lad voss syng am Mari«

Hvor er min ejen Moers Mool
 fortrule, mildt og smukt!

Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.
Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fischeist mi umt Angesicht,
Un still is alle Larm.

Klaus Groth »Quickborn«

Var end mit Hjart som Stien og Stool,
det drøv det stolt' o Flugt.
Det Mool kån bøj' min Nakk', min Sind,
som Moer med sin Arm.
En nænsom Stryghen øv'r Kind,
og still er ål e Larm.

Martin A. Hansen »I mit Herred til Hest«

Wenigstens ein Gedicht von Martin N. Hansen ist wiederum ins Plattdeutsche übersetzt worden, nämlich „Ivan Abonasjoff“ von Christian Tränckner in „Die Truhe“ 1925. Martin N. Hansen hat auch die beste dänische (hochdänische) Übersetzung von Goethes Faust und Ur-Faust gemacht. Wenn einmal die Geschichte der gegenseitigen Befruchtung deutscher und dänischer Dichtung — oder nur die Rolle der beiden Herzogtümer in dieser Beziehung — geschrieben werden wird, müssen sowohl Klaus Groth wie Martin N. Hansen berücksichtigt werden.

*

Im Gegensatz zu seinem Freund *Theodor Storm* ist Groth merkwürdig wenig politisch in seiner Dichtung. Der „Quickborn“ hat keine feindlichen Ausfälle gegen Dänemark, obschon die Sammlung während des ersten schleswigschen Krieges entstand; diese Entstehungszeit prägt sonst hier und da die Sammlung, z. B. das kleine wunderbare Gedicht von der Magd auf einem Dithmarscher Hof. Sie war die heimliche Liebste des Sohnes, der im Kriege gefallen ist. Nun kommen die Nachbarn und trösten die Eltern, aber

Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Sön:
Ik heff nix as bittre Tran'n
Un mutt se heemli ween'n.

Ganz fehlen schleswig-holsteinische patriotische Gedichte nicht*, aber sie sind in keiner Weise herausfordernd, und wenn sie es auch wären, sollten sie unsere Wertschätzung Klaus Groths nicht schmälern.

Christian Winthers „Matrose“ scheint sogar einem von Groths Gedichten als Vorlage gedient zu haben:

Vunt Schipp, dar keem en Matros ant Land
Sin Haar, de weern em witt.
He harr nich sehn sin Heimatstrand
So lang, so lang en Tid.

Ved Toldboden steg en Matros i Land,
hans Haar de vare saa hvide,
han havde ej set sin Fædrestrand
i mange Herrens Tide.

Da aber Christian Winters „Matrose“ wiederum *Heinrich Heines* „Grenadiere“ als Voraussetzung hat, haben wir hier ein poetisch-patriotisches Federballspiel, wo eine Idee zwischen Hochdeutsch, Dänisch und Plattdeutsch hin und her fliegt und Form und Richtung wechselt.

Auch in Groths Prosawerken findet man hier und da Ausdrücke von schleswig-holsteinischem Patriotismus, z. B. in „Detelf“, 1857, wo er König Friedrich VII. geradezu ungerecht behandelt. Das trugen weder Seine Majestät noch seine Regierung ihm kleinlich nach, als sie im Jahre danach Groth Dichterlohn schenkten.

Während „Quickborn“ den Erinnerungen aus der Kindheit in Dithmarschen Ausdruck in Versen gab, war „Detelf“ eine moderne Erzählung von Geschehnissen, die zum Teil ganz wenige Jahre zurücklagen. Es gab vor „Quickborn“ wenige oder gar keine Vorbilder für plattdeutsche Gedichte, aber vielleicht ist der Versrhythmus selber dem Dichter eine Hilfe gewesen, um der Dichtung Haltung und Charakter zu geben, und er kann auch dem Leser geholfen haben, zu verstehen und gutzuheißen. Plattdeutsche Prosaerzählungen waren auch etwas Unerprobtes und Neues, und die Aufgabe, eine plattdeutsche Prosa zu formen, war vielleicht noch schwieriger. Es gelang, und Plattdeutsch, das Groth im „Quickborn“, so wie es war, verwendet hatte, wurde in seinem Mund und durch seine Feder geformt, gebogen und gestärkt und zu einer reichen Literatursprache gemacht.

Trotz der nationalpolitischen Neutralität in Groths Dichtung ist es kein Zufall, weder daß die Entstehung des „Quickborn“ zeitlich mit dem ersten schleswigschen Krieg zusammenfällt noch daß *Claus Harms*, in manchem eine Parallelerscheinung zu Grundtvig, in seinem Wirken als Erwecker in der Kirche Plattdeutsch in Rede und Schrift vor Groths Hervortreten verwendete. Die Rationalisten fanden ihr Wesen in den klaren, logischen *Kultursprachen* ausgedrückt, und sie verachteten die bäuerlichen *Volkssprachen*, sowohl Plattdeutsch wie Sønderjysk („Kartoffeldänisch“!). Die Romantiker dagegen förderten das Nationalgefühl und verehrten das Volk. Als eine Folge der Romantik entstand überall in Europa eine Dichtung in den verachteten und übersehenen Mundarten und Sprachen, auf Provençalisch Mistrals „Miréio“, in Norwegen die *Landsmåls*-Dichtung usw., Dichtungen, die eben nur in diesen Sprachen gedichtet werden konnten.

Die glückliche Begegnung zwischen Groths Gemüt und der Sprache, die dessen eigentlicher Ausdruck ist, ist es, die ihn zu einem so geliebten und hochangesehenen Dichter macht. Sein Freund *Friedrich Hebbel* — auch er

dithmarsischer Bürger im dänischen Gesamtstaat und Genießer eines königlichen Reisestipendiums — hatte nicht dasselbe Glück. Vor einigen Jahren wurde sein Drama „Maria Magdalena“ in einer plattdeutschen Nachdichtung Dr. Paulys aufgeführt. Urteilsfähige Kenner waren sich einig, daß erst jetzt Hebbels Dichtung ihre rechte sprachliche Form bekommen hatte.

*

In einem Vorwort zu Übersetzungen von dänischer Dichtkunst konnte ein deutschsprachiger Schleswiger 1838 auf den Reichtum der Dichtung in Dänemark und ihre Armut in den Herzogtümern hinweisen. Zwanzig Jahre danach gab es in Holstein und Schleswig drei große Dichter: Friedrich Hebbel, Theodor Storm und Klaus Groth.

KLAUS GROTHS ZEUGNIS AUF DEM SEMINAR IN TONDERN

Als Klaus Groth das Seminar zu Tondern verließ, wurde ihm ein Zeugnis ausgestellt, das wir hier abdrucken. Man muß die größte Hochachtung haben, nicht nur für den Fleiß und die Umständlichkeit, sondern auch für die richtige Einschätzung seiner Geistesgaben. Sogar seine Kränklichkeit, die ein wichtiger Zug in seiner Lebensgeschichte darstellt, hat man bemerkt. (Mitgeteilt v. Poul Kürstein)

Nr. 25. Jhg. 1841. Claus Johann Groth aus Heide ist in dem hiesigem Schullehrerseminar, wie es durch das untern 12. Decbr. 1829 allerhöchst erlassene Regulativ nun organisiert besteht, 3 Jahren in den Allerhöchst vorgeschriebenen Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen und dadurch für das Amt eines christlichen Volksschullehrers vorbereitet worden.

Die Beobachtungen seiner Lehrer und die verordnungsmäßig angestellte schriftliche und mündliche Prüfung haben ergeben, daß wir

<i>seine schriftlichen Arbeiten</i>	<i>sehr gut</i>
<i>seine mündlichen Arbeiten</i>	<i>größtentheils sehr gut</i>
<i>bewiesene Lehrgabe</i>	<i>größtentheils sehr gut</i>
<i>Handschrift</i>	<i>größtentheils sehr gut</i>
<i>Rechenfertigkeit</i>	<i>größtentheils sehr gut</i>
<i>Gaben in Kirchengesang</i>	<i>größtentheils sehr gut</i>

ihn für die Verwaltung eines Schulamtes größtentheils sehr geschickt nennen, und ihm daher den zweiten Character mit sehr rühmlicher Auszeichnung zuerkennen können.

Was die dänische Sprache betrifft, so liest und übersetzt er selbige sehr gut, und hat im Schreiben und Sprechen derselben einen guten Anfang gemacht.

Was seine Bekanntschaft mit der wechselseitigen Schuleinrichtung und seine Gewandtheit in der richtigen Verwendung derselben betrifft, so sind wir überzeugt,

er habe den Geist derselben aufgefaßt, und werde nicht nur seine Schule danach einrichten, sondern auch Andere darin unterweisen können.

Sein Betragen war gut, und der Fleiß, abgesehen von den durch seine Kränklichkeit herbeigeführten Störungen, sehr lobenswerth. Dieses in Verbindung mit den größtentheils sehr guten Fortschritten, welche er gemacht, läßt uns hoffen, er werde sich ernstlich angelegen sein lassen, seine bereits erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, namentlich in der Religion, im Katechisieren und in mehreren anderen Fächern der gemeinnützigen Kenntnisse immer mehr zu vervollkommen; er werde dieselben dereinst zum Heil der Jugend gewissenhaft anwenden, und dadurch wie überhaupt durch unermüdliche Berufstreue und seinen stets christlichen Wandel viel Gutes stiften.

In der Versammlung der Direction und der Lehrer und unter eigenhändiger Namensunterschrift

Tondern, den

Das Original dieser Zeugnisabschrift befindet sich in Tønder Seminariums arkiv i landesarkivet i Aabenraa, pakke: Karakterer 1808—1855, årg. 1841, nr. 25. - Die Abschrift ist undatiert und unsigned. Die Zeugnisse für die zu Ostern 1841 geprüften Seminaristen befinden sich in einem kleinen Heft, und nur das erste Zeugnis ist datiert, nämlich 23. April.

En fröhliche Tour op See

Diese von Poul Kürstein in seinem Aufsatz „Klaus Groth und Dänemark“ erwähnte Erzählung ist zuerst 1878 in dem Volksblatt „Plattdütsche Husfründ“ erschienen. Sie ist auch in die beim Christian Wolff Verlag, Flensburg, erschienene Gesamtausgabe der Werke Groths aufgenommen worden und findet sich in Bd. V „Hundert Blätter“, S. 291.

„Ree!“ reep unse Georg, as wi in Fanösund rinfohrn. Wind harm wi nich, awer de Strom geit dar wat stark, un dat Fahrwater geit dicht an de Fünensche Sit lang. Dar muß oppaßt warm. „Ree!“ Ik hör dat noch, wenn ik an de schöne Fahrt un so mennig anner denk mit Fründ Adolf op sin lütt „Marie“.

„Ree!“ Och, dat klingt lustiger in min Ohren als mennig „Hurra!“, wat ik ok in min Leben hört heff in all de Tiden vun Krieg un Freden, de ik mit daermakt heff. Dat klingt mi in de Erinnerung as de eerste Vagelslag int Fröhjahr, wenn B ... mi op de Düsternbrooker Weg begegen un mi sä: „De Spree is dar!“ oder: „De Lurk is ankarn!“

„Ree!“

Achter ant Stür stunn unse Loots O ... , den wi vun Sonderborg mitnam' harm. He weer de Kumdant, Georg harr em ok blot to gehorchen, wenn't to't Stück keem. Ob he ok sunst eigentlich unse Hauptmann weer un sotoseggn uns Admiral, un wi annern müssen uns wahn, dat dat Grotsegel uns nich umstött oder de Höd int Water smeed. Dar gev't nich mal en Utnahm vær Fru Marie oder min egen lütt Fru. Also dar segeln wi rin in'n Fanösund. Dat weer gegen Abend na en hitten Summerdag. De Sund is small. Op de Sit na Fünen geit dat dichte Bökenholt bet ant Water dal. Dar bunn' wi unse lütt „Marie“ endlich fast an en Born. Linkerhand leeg de lütt Insel Fanö, grün mit Holt un Wischen, so wit af, dat man enkelte Hüs' un to Not ok Minschen sehn kunn.

Wenn ik seggn schall vun dat Schöne, wat ik op Gotts Eerdbodden sehn heff, ik meen vun Land un Strand, vun Barg un Dal oder wat man Landschaft nömt, so mutt ik seggn: dit hör mit to dat allerschönst. Wenn ik irgend eenmal wat mit Ogen fat heff, wat mi in en Fabelland rinsett, so weer't hier.

Dat weer keen Newel, awer en Abendluft, de sik opt Water le, vær uns war't breder, Segeln un Böt' weern as Vagein in de Luft. Ik harr wull vun sowat lest un weer as twischen DrönT un Waken. Ik seeg ok op disse Art en lütt Dampschipp uns entgegenkam' un mit de Flagg winken, awer ik muß mi doch eerst besinn', as se al bi uns weern un uns toreenen, dat dat Papa D ... mit sin „Th...“ weer, de uns hier opsöch, unse Dams mit an Bord nehm un mit se na Middelfart fohr.

Lütt Adolf un ik ginge ant Land. Harr man Indianer drapen, Rothäute mit Feddern

um'n Lif, besmert un tätoweert, ik harr mi nich verwunnert, denn mi seeg dat mehr ut na en Cooperschen Roman, as se dat beschrift, as na wat int ehrliche Dänemark. Awer wi dropen en Herrn mit en Dutzend Kinner, all sin egen, meistens smucke lütt Deems, de dar en Art Picknick holn harm, en Kopmann ut Middelfart, de uns den Weg dært Holt fründlich wis' un mit uns de halv Stunn æwer Feld na de lütt Stadt gung, wo wi æwer Nacht blib'n wulln. — Uns Lüd bleben an Bord.

Natürlich mak uns lütt Lustjacht in den stillen eensamen Fanösund Opsehn. Nieschirige keemen vun de een un de anner Kant, vun Middelfart un vun Fanö, um sik dat Dings mal to besehn un to besnacken, wat Tydskerne (de Dütschen) dar wull værharrn. Adolf weer mit sin Lüd vun morgens an bi't Fischen, Unnersöken, Temperatur meten, Soltgehalt to bestimmen, mit Slepnett to arbeiden un op Deck all, wat vun den Grund un ut den Sund halt weer, uttobreden, mit de Fingern to be-krabbeln un mit Ogen un Glas to besehn.

Wi annern, dat heet de Dams un ik, gung an'n Strand un int Holt spazeern un botaniseern. Dat Holt is prächtig, eensam, as man sik dat wünschen kann, kum mit Weg un Steg, Brombeern un Ranken, Krüder un Blöm as in en Urwald un Wildnis, Böm himmelhoch, un doch hin un wedder en wede Utsicht æwer en Stück vun de gröne Insel oder vun de blaue See, in en Sünnschin, as wi em selten hebbt, en Summer dag, dat man jümmer wedder mit Behagen in den köhligen depen Schatten torüggtre.

Dat Holt hört en groten Eddelhof, de op de Eck vun Fünen liggt. Weg' un Steg' nehmt to, ward breder un sauberer, as man neger kumt. Ruhplätz sünd anbröcht, besunners ünner an den Strandweg, lütt je Kikut mit Strohdack, mit Bänken. Un toletz süht man en allmächtige ole Böken-Allee un æwer Hof un Gaarn weg Gebäuden un en Art Sloß, wifaf noch, Gestalten in witte Kleider sünd op den Balkon man eben to ünnerscheden. Awer man süht, dat se ok nieschirig mit Opernkikers un Fernglas uns un uns Schipp betracht un besnackt.

Op de Strandweg sammelt sik am meisten vun allerlei Lüd, de wi begegent oder de uns værbigat. De Dänen sünd höflich. „God Dag“ ward fründlich seggt un de Mütz oder de Hot afnam'. Toerst blift dat darbi, denn awer steit mal een still un fragt en Wort oder lett sik fragen. Ik muß darbi den Dolmetsch speln, min Damen weern noch nich lang genog in „gammel Danmark“ (ol Dänemark) west, um Konversation to föhrn.

Natürlich gingn unse Ogen jümmers æwer den Sund an de anner Kant, na de Insel Fanö. Wi harm an diss' Sit bald aliens mit Föten afpett un mit Ogen besehn, dat lock uns hinæwer int unbekante Land achtert Water. Dar weern, gegen den Holtsom, enige eensame Hüser to Sehn. Ik frag gelegentlich en Staatligen Mann, de mit uns stanblev un sin „God Dag“ besunners fründlich anbröcht harr: ob dat en Gjæstgivergaard (en Weertshus) weer? „Nej“, weer sin Antwort. Ob man dar denn nich wat to eten krigen kunn vær Geld un gude Wör? „Nej“, wer sin Antwort,

vær Geld weer æwerhaupt op de ganze Insel nich Eten noch Drinken to hebbn, wenigstens nich vær Lüd as wi, en Krog oder Weertshus gev dat nich. Awer, sett he hinto un tuck wedder an sin Hot, wenn wi ræwerkam' un em de Ehr andon wulln, so war he, so gut he't harr, vær uns opsetten. He heet Sören Sörensen, he wahn dar un dar, wenn man rechts an dat Holt værbigung usw., un bi dat eerste Hus kunn' wi blot na em fragen, so war uns jedereen hinwisen un em dat en Ehr sin.

Un darmit så he uns „Farwel“. En Staatligen Mann, eernsthaft, mit kloke Ogen, wat mehr as en Städter in Tüg, beten beter as jüs en gewöhnlichen Bur oder so.

Natürlich harm wi dat mit Dank annam', em tosegg, dat wi morgen vörmiddag kam' warn, dat weer ja Water op uns Mæl, dat weer en utgesöcht Abenteuer vær Damen: morgen bi Herr un Madam Sörensen „spise“. Ik muß se all beid noch enige höfliche Redensarten op Dänisch inöben, as wi den Strandweg na uns Schipp un unsen flitigen Meerforscher Adolf torügggingen, damit se doch nicht ganz stumm to sin bruken, Redensarten as: Wa ba? (hvad behager, wie meinen Sie?), Skaal (eigentlich Schale, d. h. Gesundheit).

Adolf wull uns dat eerst man kum globen, wat wi em to berichten harm, un dat he uns morgen int Boot muß an de anner Sit æwersetten laten. He hett, sooft ik ok mit em in Dänemark un Sweden west bün, nie de Æwertügung kregen, dat min Dänsch un Swedsch echt weer. He meen jümmer, un he meent dat noch, wi logen uns gegen- sidig mit en beten verdorben Plattdütsch dær. Awer ditmal weer glücklicherwis Georg uns Tüg' west un kunn vær uns intreden: Seggt harr he't, Sören Sörensen harr dat Unglovlige leist', he harr uns inladen, „at spise hos ham“ (bi em to eten).

Also nu weer't richtig un gung half Vörmiddag los. Wi keem' in uns Boot, as en Nætschell grot. Ik as Dolmetsch un Ritter, beladen mit Plaids gegen 'n Ungewitter, gegen Hunn' mit en Stock, un twee Butteln Win harr ik ok.

Dat weer en hitten Summerdag. Wi brenn' al binah an in uns Nætschell. Ut denn warn wi utsett. Un dar weern wi alleen. Wat weer't en Tour! Wa weer se uns sur! Wat weer't en Heet! Wat hebbt wi süfst un sweet! Wi frogens awer richtig dær un keem' na en paar Stunn Wanderung an bi Herr Sören Sörensen.

„Welkom!“ så he un sin feine Fru, un ik un min Dams sän: „God Dag!“ „Tak skal Di harr!“ — „Wa ba!“ dat brochen se eerst nadem an.

Awer ik så denn an Madam Sörensen, dat wi richtig so fri weern, Herr Sörensen harr uns fründlich inladen. Un dar weern ok twee Butteln Rheinwin, de Herr Dr. M ... uns mitgebn harr, un he lett ok hilse (gröten), un de schulln wi op er Gesundheit darbi utdrinken.

Un nu weer't luter Fründschop un Herrlichkeit!

Toerst war dat Hus besehn. Dar weer en Stuv, en „beste Stuv“ mit en Klavier, wo wi rinkeem', un twischen beiden seeg man, achter, un dær de Kæk un awer den

Heerd, wo to uns Verwunnerung keen Für op rok un, as't schin, nich op rokt harr sit Dagen. Awer dat kunn ja noch kam.

Denn war de Gaarn besehn. Dat stunn værtrefflich, Krut un Gemüs', Bern- un Appelböm dartwischen. Dat gev ni Strat noch Weg, blot Stigen. Man gung vun een Garn na de anner, vun Nawer to Nawer, en lütt Tun, en lütt Staket, en lütt Port much op de Grenz sin, sunst leeg dat all na sin Gefalln dærenanner, stunn hier en Hus mank de Böm un dar een mank de Beeten, ahn Regel un Snor, as jeder dat gefull. Per un Wagen keem' nich in disse Gegend. Vun de Gaarn gung man in de Wisch, int Feld, int Holt op en Pad, de vun de Föt tråden weer. Dat weer schön, still, heemlich un egen.

Awer ok dat weer besehn, besnackt un bewunnert, min Dam' brochen dat al wit in er halfstumme Tostimmung, wenn ik reden de, dat mi de Kinnbacken binah wehde'n.

Wi gung also wedder int Hus, an de kole Kæk væræwer, in de beste Stuv. Un as wi dar denn seten un ik mi af quäl, noch wat Snack in'n Gang to bringn, so sä de Fru, ob wi nich en Drunk Beer annehm wulln? Gewiß wulln wi dat! Un so broch se't. „Öll“ nömt se't. Ale weer dat nich, awer dat weer ja gut meent, un wi proben en Glas. Dat weer egenbru't. Mi full darbi en plattdütsch Gedicht in, wat sik Beerprov nennt un ungefehr so heet:

Lang Nawer doch dat Glas mal hin,
Wat to uns Beer he seggt.
Un ob sin Fru so'n Drinken ok As uns to bru'n wul döcht.
Ju Beer, dar lett sik nix von seggn.
Keen Plansch is dat, keen Jüch,
Dat is nich, Nawer, allto sur Un allto söt ok nich.
Un, Nawer, wenn een dörstig is
Un hitt un dar is doch
Op Stunden Wegs keen Pump to Hand,
Denn deit man wul en Tog.
Doch bi ju Beer, nu, Nawer nix Vær ungut, schint dat so.
As drog dar Lazarus dat Molt Un Simson Water to.

Also dat drunken wi, un do slog Herr Sörensen uns vor, ob wi Lust harm, mit em na sin Aalfischeri an den Strand hendal to gan un dat to besehn. Bi de Gelegenheit keem't denn rut, dat he de Aalfischeri to Süden an de Insel in Pacht harr un darbi sin Wohlstand verdeen.

Gewiß wulln wi mit uns fründligen Weert! Un so wannern wi los. Madam blev to Hus. Wat de wull vær uns kaken de! Dar kunn wi de ganze Spazeerweg lang an denken, de'n dat ok, denn nagraad warn wi hungrig. Ja, wi dachten dat nich blot, wi flüstern uns dat twee un twee, wenn't ging, mal hoch- oder plattdütsch, engelsch oder französch to. Un jedereen vun uns tröst den annern: dat gev ja wat. Dat war

ja wat geben! Dat muß ja! Dat weern op er Art feine Lüd! Harm en „beste Stuv“ un en Piano. Un inladt weern wi doch ok. Ja, wenn ik sülb'n vør Hunger anfungn weer, an min Dänsch to twifeln un mit Adolf to denken, wi logen uns gegensidig wat vør mit verdorben Plattdütsch, so weer doch Georg darbi west un harr versekert, Herr Sörensen harr uns inladt bi em to eten, so gut he't geben kunn.

Also denn man na de Aalfischeri! Naher smeckt dat um so beter! — Un wi wannern los, un ik sprok nagrad dänsch, dat min ol Fründ Hans Christian Andersen Tran æwer mi war vergaten hebbn ut luter Freud un Patriotismus. Æwert Feld wannern wi, dært Holt, langs de Wischen, an de Felder. Wit weer't, man harr't ni dacht, temlich wit. Doch na en Stunnstid Wannern seegen wi an den Strand en lang Gebüd, dat weer dat Aalhus, darin weern all de Arten vun Gerät, Aal to fangn, de uns Weert uns wis', un verteil, wavel in de Saison se fungn, wa se rökert, smort, pækelt un verschickt warn. Ik verstunn al nich v\$! mehr darvon, ik dach jümmer an de Aal, de nu gewiß von Madam rökert, bradt, smort, kakt un vør uns torechtmarkt warn.

Un so keem' wi denn ok wedder toriigg. Da snacken wi heemlich, wat't nu geben war! Un dar weer dat Hus! Awer keen Rok ut den Schösteen. Awer Madam begröt uns ebenso höflich as toerst un föhr uns wedder in de „best Stuv“.

Herr je! Nu war't arg! De Kæk noch so kolt un ahn Rok un Smok, as do wi gingn, un nu weer't doch Namiddag!

Min Dam' fragen mi heemlich, wat to doon weer? Ik wuß nich mehr. Madam un ik warn jümmer artiger un höflicher. Se seeg in, dat wi Lüd vun Bildung weern. Se frag, ob wi Musik maken kunn'? Gewiß kunn' wi dat alle dree. Ik sett mi in Verwiflung hin un spei Walzers vun Strauß un Lanner. Dat freu Herrn Sörensen! Awer he wull doch gern weten, ob wi so wat na Noten kunn'?

Gewiß kunn' wi dat ok! He gev uns Noten, wona en lütt Nichte mal speit un sungn harr. Dar gingen wi bi, min Fru sung dänsche Volks- un Nationalleeder, un ik begleit er. Dat weer en Verwunnern! Kong Christian stod etc., Danmark, heilige Lyd (hellische Lüd' singt wi in Holsteen) etc.

Awer do greep ik mi en Mot un sä: „Nu war't Tid to Hus! Nu wulln wi uns bedanken: Tak skal Di harr!“

Awer nu harr Madam den Rhinwin na min Rat in kolt Water stellt, un Herr Sörensen broch em mit sin klok Gesicht in Stuv. Do verlang ik en Propentrecker un Gläser, wenn't möglich, denn wi wulln op god Venskab (gute Freundschaft) drinken.

Un so de'n wi. Un as wi nu mitenanner anstött op ‚Skaal‘ un Madam uns frog, ob se uns nich en paar Kantüffeln kaken schull, da reden wi all dree vun so vel ‚Tak skal Di harr‘, dat se uns blot noch versproken, ok mal na Kiel to kam, un los dräben wi den Rüggweg dal na'n Sund un lütt ‚Marie‘.

Wa hebbt wi lacht ünnerwegs, as wi man so wit weg weern, dat wi ludhals lachen kunn', un darbi weern wi so flau, dat wi binah Gras eten harm.

Endlich keem' wi an den Sund, Georg hal uns in de Nætschell, Adolf weer op Deck bi't Fischen un Söken.

Wat nu? Eten kregen wi, all wat up de lütt „Marie“ möglich, Schinken, Brot, Win — ik weet nich. Wat min Dam' darbi de'n, weet ik ok nich, ik awer eet alles weg, wat mi værkeem.

Un darbi war verteilt, lacht, scholln, ok all wat möglich. Awer mit noch so'n Appetit un Eten — Mitliden kregen wi nich. Lütt Adolf sä, wi harm uns gar nich verstan, uns blot mit verdorben Plattdütsch wat wismakt. Wi muchen op Herr Sörensen schelln un op sin Fru, Adolf sä, dat harr blot an uns legen, de Dänen weern en artig Volk.

Un wi mægt noch mit em striden, sovel wi wüllt wer schall utmaken, ob dat dänsche Höflichkeit west is oder dütsche Unverstand?

Awer en lustig Stück is't un blift in de Erinnerung vun een vun de schönsten Fahrten æwer See un en Abenteuer op de lütt Insel Fanö.

... um gar nichts anderes als um der Bildung willen!

HORST SCHWARZE

Eine Jugendakademie in Flensburg?

Eine Aufgabe für Grenzfriedensbund und Volkshochschule?

In der 30. Ausgabe vom 28. Juli 1966 gab mir die Wochenzeitung „Flensburger Presse“ Gelegenheit, im Rahmen eines Berichtes von der Arbeit des Jugendhofes Scheersberg eine dieser musischen Bildungsstätte entsprechende Einrichtung in der Stadt Flensburg anzuregen. Unter dem Motto: „Eine Aufgabe für Volkshochschule und Grenzfriedensbund!“ steht da zu lesen:

In der Stadt Flensburg gibt es zahlreiche Stätten, an denen die Jugend, besonders die Schuljugend und die in Verbänden zusammengeschlossene Jugend, sich sportlich betätigen, sich erholen, zu bestimmten Gelegenheiten sich zu Diskussionen und Tanzabenden u. ä. zusammenfinden kann.

Aber eine Stätte der planenden Bildungsarbeit, der planenden musischen Betätigung, wie der Jugendhof Scheersberg sie darstellt, gibt es in Flensburg nicht! Eine solche Einrichtung wäre eine ideale Aufgabe für den Verein Flensburger Volkshochschule!

Seit dem Sommer 1965 bildet die VH zusammen mit dem Grenzfriedensbund und dem Grenzverein, dem Träger des Jugendhofes, eine Studiengemeinschaft, deren Zielsetzung die beste Grundlage für ein solches Unternehmen bilden könnte, das einzelnen interessierten Jugendlichen die Möglichkeit geben sollte, in unsere Welt hineinzuwachsen, und Nachwuchs heranziehen müßte, jene „aktive Minderheit unter den Menschen“, wie Prof. Hellmut Becker sie nannte.

Innenminister Dr. Schlegelberger meinte bei der Konstituierung jener Arbeitsgemeinschaft, er könnte nicht mehr „das Haupt eines Aufruhrs“ sein, „weil alles anders geworden ist“. Abgesehen davon, daß wir ihm als einem Hüter der Ordnung das sowieso nicht zutrauen, stimmen wir seinem „Warum“ vorbehaltlos zu.

Desto mehr sollten wir, sollte die Volkshochschule für die Jugendlichen, die weder zu einer konfessionellen noch einer politischen, weder zu einer Beat- noch einer Sportgruppe gehören und sich in der Brandung der Meinungen

alleingelassen fühlen, etwas tun, womit alles andere als ideologische Gesamtreaktionen herbeigeführt werden.

Soweit dieser Einfall und der durchaus ernstgemeinte publizistische Appell an das Verantwortungsgefühl der Öffentlichkeit! Nun ist aber der Verein Flensburger Volkshochschule e.V. eine Einrichtung auf freiwilliger Grundlage, deren Zielsetzungen und Einzelaufgaben auf dem Gebiet der Bildung und der Finanzierung durch Satzung und Praxis begrenzt sind. Immerhin könnte sie als eine Alma mater pflegerisch und erzieherisch das Vorhaben betreuen. Die väterlichen oder, besser gesagt, die hausväterlichen Potenzen für die Struktur und die Organisation sehe ich im Grenzfriedensbund; wie der Grenzverein den Jugendhof Scheersberg trägt, so könnte der Grenzfriedensbund in der angeregten Jugendakademie manches seiner Ziele verwirklichen. Er hat seit seiner Gründung viel Weltöffnendes, Vermittelndes, ja Versöhnliches im Grenzland getan und in Gesprächen, Zusammenkünften und Publikationen das in seinem Namen enthaltene Ziel zu verwirklichen unternommen. In vorbildlicher Weise wurde die Aufgabe der Sozialbetreuung im Lande Schleswig vorangetrieben und organisatorisch gelöst. Und zu einer dritten Aufgabe („Wir suchen kulturelle Kräfte zu aktivieren“) hat Dr. Johannsen auf der Mitgliederversammlung am 16. April 1966 als Vorsitzender des Bundes u.a. ausgeführt: „...Unsere Aufgabe liegt aber zunehmend auch auf kulturellem Gebiet.“

Zu den bereits konzipierten und praktisch durchführbaren Plänen nun der Vorschlag, eine Jugendakademie in Flensburg zu gründen! Die „Akademie“ hat dabei nichts zu tun mit veralteten gesellschaftlichen Vorstellungen von einem exklusiven Stand; vielmehr ist sie ganz im platonischen Sinne als eine Stätte anzusehen, die dem jungen Menschen unserer Zeit Gelegenheit bietet, sich um die geistige Erfassung der ihn umgebenden Welt zu bemühen. Ein solches Unternehmen wäre von einem Studieninstitut gleichweit entfernt wie von einem Debattierklub; ein drittes, eine Bildungsstätte aus privater Initiative und für eigene Initiative zur Weiterbildung interessierter junger Menschen sollte es sein, sofern sie sich mit ihrem Realschulabschluß oder ihrem Facharbeiterbrief bzw. Gehilfenzeugnis nicht zufriedengeben. Eine geistige Heimat brauchte ein großer Teil der Jungen, einen Treffpunkt, der Gleichgesinnte oder Nichtorganisierte oder verschiedenartige Gruppierungen zusammenführt und sozusagen um ein Thema scharf, eine Stätte der Begegnung und Auseinandersetzung mit musischen, politischen und mitmenschlichen Problemen, mit den Massenkommunikationsmitteln der modernen Industriegesellschaft nicht weniger als mit den kulturellen Kräften der Vergangenheit, soweit diese in sie hineinwirken. Daß zu diesem Anspruch an Bildung an eine zwar nicht totale, aber weite Horizonte umfassende Lebenshilfe im Lande Schleswig auch das Verhältnis zum Nachbarland eine Rolle spielt, versteht sich von selbst: Vertreter dänischer Politik

und Kultur kämen in der Jugendakademie zu Wort, und jedem Jugendlichen der dänischen Minderheit bliebe es unbenommen, an ihren Veranstaltungen teilzunehmen — um gar nichts anderes als um der Bildung willen.

Im gleichen Sinne könnten sich Politiker aller Parteien, Geistliche der Konfessionen und Sprecher der Freireligiösen, Publizisten aller Gebiete neben Kulturschaffenden wie Schriftstellern und Kritikern, Bildhauern und Malern, Philosophen und Pädagogen, Psychologen und Jugendführern, Regisseuren, Schauspielern und Musikern zu den Fragen und Themen der Wochenkurse, der Wochenendtreffen und der Einzelvorträge äußern.

Ich nehme an, daß im Zusammenhang mit eigenen Bemühungen um Ausbildung und Weiterbildung der ihnen anvertrauten Jugend die Industrie- und Handelskammer, die Handwerkskammer, die Werkkunstschule, die Schiffsingenieurschule, „Arbeit und Leben“ im DGB, die Krankenschwesternausbildung, die Marineschule und ähnliche Einrichtungen der Bundeswehr Interesse an einer solchen Einrichtung in Flensburg gewinnen könnten, böte sie durch ihre Bildungsplanung doch die Möglichkeit, sich in den eigenen Veranstaltungen auf Spezialfächer zu beschränken.

Mancher Zeitgenosse wäre vor vierzig, dreißig, zwanzig Jahren einen anderen Lebensweg gegangen, hätte die damalige Gesellschaft zu erkennen gegeben, daß ihre Grundsätze und seine Wünsche sehr wohl in Einklang gebracht werden können und sollen. Die Erfahrungen, die wir in den letzten zehn Jahren auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung gemacht haben, bestätigen das Gesagte. Eine Jugendakademie könnte mit sorgfältig geplanten Bildungsveranstaltungen berufstätigen jungen Menschen und Realschulabsolventen die rechte Hilfe für die autodidaktische Vorbereitung auf die Begabtenprüfung bieten und sie damit auf den begehrten Zweiten Bildungsweg führen.

Bildung verhilft nicht nur dazu, den technischen und politischen Wettlauf der Völker zu gewinnen; vielmehr wird die Gestaltung eines neuen Europa, einer neuen Gesellschaft wesentlich von den durch sie vermittelten Einsichten mitbestimmt werden. Deshalb ist sie hauptsächliches Element dieser Anregung; die philosophisch-pädagogische Grundlegung bedürfte näherer Ausführungen, und über Verwirklichungsmöglichkeiten ließe sich diskutieren, sofern Volkshochschule und Grenzfriedensbund sich damit in ihren eigenen Bestrebungen angesprochen fühlen. „Utopie“ heißt zwar noch immer „Nirgendland“, wenn man es übersetzt; dennoch lehrt uns Menschen des 20. Jahrhunderts die Erfahrung, daß es ohne Utopie kein geistiges Zuhause gibt.

Es wird geplant ...

EINE TASCHENBUCHREIHE ÜBER DIE DEUTSCH-DÄNISCHE BEGEGNUNG UND AUSEINANDERSETZUNG

Auf einer Arbeitsbesprechung des vom Deutschen Grenzverein, dem Grenzfriedensbund und der Flensburger Volkshochschule gebildeten Flensburger Studienkreises wurde über die bisher geleistete Arbeit berichtet. Die sogenannten Mittwochsvorträge stellen ein erstes Ergebnis der Bemühung des Studienkreises dar. Sie fanden im vergangenen Winter starke Beachtung und werden mit namhaften Vertretern aus dem Geistesleben und der Politik fortgeführt werden.

Entsprechend seiner Satzung wird der Studienkreis nunmehr einen seit längerem vorbereiteten Plan verwirklichen, nämlich eine Taschenbuchreihe schaffen, die den interessierten Leser in der Bundesrepublik und in Dänemark aus heutiger Sicht über die deutsch-dänische Begegnung und Auseinandersetzung informiert. Diese Produktion wird die Wende des deutsch-dänischen Verhältnisses, in der wir stehen, sichtbar machen.

Der Studienkreis wird zwecks Absprache einzelner Vorhaben und zwecks Übersetzung einzelner Bücher mit interessierten dänischen Kreisen Fühlung nehmen.

Es wurde ein Redaktionsausschuß gebildet, der aus dem Vorsitzenden des Deutschen Grenzvereins, Innenminister Dr. Schlegelberger, dem Vorsitzenden des Grenzfriedensbundes und der Flensburger Volkshochschule, Bibliotheksdirektor Dr. Johannsen, und dem dänischen Generalkonsul Professor Dr. Fink besteht, welcher sich bemühen wird, Verbindungen zu interessierten dänischen Kreisen herzustellen.

Auf der Jahresversammlung des Flensburger Studienkreises im Herbst d. J. werden Einzelheiten dieser Planung bekanntgegeben werden.

In memoriam Otto Stoehr †

Auf der Reise in die Ferien erreichte uns die Nachricht von dem Tode Otto Stoehrs. Sie bewegte uns tief. Nun werden wir diesem liebenswürdigen Mann nicht mehr begegnen. Wir werden auf den Rat dieser geprägten Persönlichkeit, denn eine solche war Otto Stohr, verzichten zu lernen haben. Diese Zeilen möchten als, Dank des Unterzeichneten betrachtet werden, daß es ihm vergönnt war, über 17 Jahre lang dem Heimgegangenen in mitbürgerlicher Arbeit verbunden gewesen zu sein.

Anderthalb Jahrzehnte wirkte Otto Stoehr im Verein der Musikfreunde, davon fast ein Jahrzehnt als Schatzmeister. Er besaß eine tiefe Liebe zur Musik, die gepaart war mit der nüchternen Einsicht in die Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer Vereinigung zur Förderung der Kunst.

Seine eigentliche deutsche „flensburgische“ Leitung über seine Berufsarbeit hinaus liegt jedoch in schier unermüdlicher Arbeit für jene Vereinigung deutscher und dänischer Bürger unserer Stadt begründet, denen es um ein vorurteilsfreies und offenes und ehrliches Gespräch miteinander zu tun war. In der Leitung dieser einzelnen Abende mit ihren Vorträgen und Diskussionen mußte man Otto Stoehr erleben. Aus seinem Wissen und seinem Humor schöpfte er die Fähigkeit, nicht nur die Themen festzulegen, sondern auch die Gespräche zu gestalten. Er war der geborene Präsident, fast eine Institution, dieser Vereinigung. Er war es zu einer Zeit, als dies alles noch nicht so natürlich erschien wie heute. Er konnte es sein, weil er ein Demokrat von Geblüt war, weil er die Kunst beherrschte, sein berufliches Können mit einem gediegenen Wissen um die Geschichte der Heimat und einem natürlichen Verständnis für ihre immerwährende Problematik zu verbinden. Der künftige Historiker der 50er Jahre in Flensburg wird sich mit der Persönlichkeit Otto Stoehrs in extenso zu beschäftigen haben, wenn er die kleinen und großen Linien geschichtlichen Geschehens in unserem Lande nachzeichnen will.

Dr. Hans Peter Johannsen

Dr. Otto Schütt 80 Jahre alt

Am 6. September 1966 vollendete Dr. Otto Schütt, der frühere Leiter des Stadtarchivs in Flensburg, sein 80. Lebensjahr. Über die Tätigkeit Dr. Schütts als Leiter des für das Grenzland bedeutsamen Archivs schrieb der Verfasser dieser Zeilen in der im Frühjahr 1966 erschienenen Geschichte der Stadt Flensburg auf der Seite 508 folgendes:

Einmal oblag ihm (Dr. Otto Schütt) der innere Ausbau der Bestände, eine Arbeit, deren Ergebnis um so bewunderungswürdiger ist, als das Archiv nach 1913 nicht weniger als zwölf Umzüge mit den gesamten Schriftgutmassen hat über sich ergehen lassen müssen. Zum anderen aber muß die Bedeutung der Arbeit Dr.

Otto Schütts in folgendem gesehen werden: Die neue Auseinandersetzung um die Grenze kurz nach 1945 zeitigte ein lebhaftes, gestiegenes Interesse an der heimatischen Forschung, so daß zahlreiche Benutzer, Deutsche und Dänen, Studenten und Gelehrte, ins Archiv kamen. Sie fanden in Dr. Schütt einen hervorragenden Berater, der die Archivalien zur Verfügung stellte und gern einen Rat erteilte. Er tat dies von seiner eigenen Sicht aus, war aber in überzeugender Weise bemüht, zu einem tieferen Verstehen der geschichtlichen Vergangenheit zu verhelfen. Diese Arbeit ist von den Autoren der auf das Flensburger Stadtarchiv zurückgehenden Arbeiten dankbar anerkannt worden. Sie mußte jedoch zunächst die eigene wissenschaftliche Tätigkeit des Archivleiters hemmen, jene Arbeit, der sich dann Dr. Otto Schütt nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst mit großem Erfolg widmen konnte. Dr. Otto Schütt war für seine Arbeit berufen; er gehört zu jenen, die menschlich und sachlich entscheidend an der Gestaltung der geistigen Physiognomie dieser Landschaft mitarbeiten.

Diesem möchte der Unterzeichnete eine persönliche Bemerkung und einen persönlichen Glückwunsch hinzufügen, wobei er sicher ist, daß er im Namen vieler Freunde Dr. Schütts spricht. Nicht nur, daß die frühere Hausgemeinschaft zwischen der Stadtbücherei und dem Stadtarchiv Anlaß zu Kontakten mit Dr. Schütt ergab, darüber hinaus bestanden und bestehen naturgemäß immer zwischen zwei verwandten städtischen Kulturinstituten nahe Beziehungen. Daß diese zur Amtszeit Dr. Otto Schütts in der Sache so fruchtbar und im menschlichen Bereich so freundschaftlich verliefen, soll heute mit Dank festgestellt werden. Dr. Schütt gehört zu den wirklichen Kennern unserer Heimatgeschichte. Er hat nicht nur aus seinem Wissen heraus vielen anderen geholfen, sondern auch selbst durch seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen Entscheidendes zur Bedeutung dieser Geschichte gesagt. Darüber hinaus hat Dr. Schütt kraft seiner Persönlichkeit mitgewirkt an der geistigen Atmosphäre einer Kulturlandschaft, die so viele interessante Schattierungen aufweist.

Dr. Johannsen

Die Flensburger Versehrtensportler fahren nach Norwegen

Nachdem unser Ehrenmitglied Hans Lorenzen in seiner Eigenschaft als Vizepräsident des Deutschen Versehrtensportverbandes im vorigen Jahr anlässlich eines einwöchigen Instruktionkurses in Kopenhagen den ersten offiziellen Kontakt mit Versehrtensportlern der skandinavischen Länder hatte, war es der Versehrtensportgemeinschaft Flensburg vergönnt, erstmalig nach 1945 mit einer dreizehnköpfigen Crew an einem skandinavischen Versehrtensporttreffen teilzunehmen. Das Treffen fand in den Pfingsttagen in Oslo aus Anlaß der „Oslo-Spiele 1966“ statt. Außer uns waren noch fünf Versehrtensportler aus Berlin dabei. Weitere ausländische Gäste kamen aus Jugoslawien, Dänemark und Schweden.

Soweit aus kurzen Gesprächen mit den norwegischen und dänischen Verantwortlichen erkennbar, hat der Versehrtensport in den skandinavischen Ländern zwar die gleichen Aufgaben wie der deutsche Versehrtensport zu erfüllen; er steht aber auf ganz anderer Grundlage und in der praktischen Arbeit vor ganz anderen Problemen. Die Verschiedenartigkeit liegt darin, daß es sich bei den skandinavischen Versehrten überwiegend um Menschen handelt, die entweder seit Geburt oder durch Krankheit einen körperlichen Schaden erlitten haben. Es sind Gelähmte, spastisch Gelähmte und Blinde, eine Tatsache, die bei der sportlichen Abwicklung zukünftiger Treffen mit deutschen Versehrten Sportlern berücksichtigt werden muß. Im Vordergrund der Arbeit steht eine echte, auf karitativer Grundlage aufgebaute Lebenshilfe, auf die diese Menschen mehr oder weniger angewiesen sind, da sie durch ihre sportliche Betätigung nicht nur seelisch gesunden, sondern auch in ihrer beruflichen Ausbildung und Arbeit gefördert werden. Wir waren beeindruckt, daß trotz schwerster körperlicher Schäden Bereitschaft und Mut zu jeder körperlichen Anstrengung vorhanden sind. Bei gesundem Ehrgeiz stand jedoch die Freude an den Spielen und Wettkämpfen über allem.

Wir Flensburger waren vertreten mit einem Doppeloberschenkelamputierten, einem Doppelunterschenkelamputierten, einem Ohnhänder, einem Oberschenkelamputierten, einem Hüft- und Beingelähmten und vier allgemein Versehrten. Außerdem hatten vier Kameraden ihre Ehefrauen als Begleitpersonen mitgenommen.

Mit dem PKW ging es zunächst nach Aarhus (Dänemark), wo wir unter Zurücklassung der Kraftfahrzeuge am Freitag, dem 27. Mai, 16 Uhr, das 4500 BRT große Fährschiff „Holger Danske“ zu einer 18stündigen Schiffsreise bestiegen. Das Norwegen-Erlebnis begann bereits mit der Einfahrt in den Oslo-Fjord am nächsten Morgen gegen 5 Uhr. Sogar wir Fördestädter waren beeindruckt von der eigenwilligen Naturschönheit des Oslo-Fjords, die Schiff und Passagiere umgab. An Land wurden wir vom Präsidenten der Osloer Versehrten Sportvereinigung Jan Hollberg mit herzlichen Begrüßungsworten in Empfang genommen, der uns zugleich den in Köln geborenen, aber schon seit 34 Jahren in Norwegen lebenden Peter Gulbransson vorstellte. Peter Gulbransson hat uns als Betreuer und Dolmetscher wertvolle Dienste geleistet und wesentlich dazu beigetragen, daß trotz sprachlicher Schwierigkeiten alles bestens über die Bühne ging. Übrigens, sein „kölscher“ Dialekt war unverkennbar, so daß wir insbesondere bei den Geselligkeitsveranstaltungen den Eindruck hatten, wir seien in „Kölle am Rhin“.

Unter den etwa 30 Teilnehmern konnten wir den 3. und den 6. Platz belegen. Damit war uns am letzten Tag doch noch ein kleiner sportlicher Erfolg beschieden. Hier sei vermerkt, daß es uns bei der Begegnung mit den skandinavischen Versehrten Sportlern nicht nur darauf ankam, Siege zu erringen. Die entscheidende

Bedeutung unserer Oslo-Reise liegt darin, daß wir auf Grund der Einladung unserer norwegischen Kameraden die Chance zu einer ersten Kontaktaufnahme hatten. Wir hoffen, sie genützt zu haben und wünschen, unsere guten Absichten im nächsten Jahr anläßlich eines in Flensburg stattfindenden internationalen Versehrten sporttreffens unter Beweis stellen zu können. Damit wollen auch wir im Rahmen der uns gebotenen Möglichkeiten ein klein wenig zur Völkerverständigung beitragen.

Kurt Hinrichsen